

TOBI ROSSWOG

AFTER WORK

**Radikale Ideen für
eine Gesellschaft
jenseits der Arbeit**

 oekom

**Sinnvoll tätig sein
statt sinnlos schuften**



Klimaneutral
Verlag

ClimatePartner.com/53585-1805-1001



Selbstverpflichtung zum nachhaltigen Publizieren

Nicht nur publizistisch, sondern auch als Unternehmen setzt sich der oekom verlag konsequent für Nachhaltigkeit ein. Bei Ausstattung und Produktion der Publikationen orientieren wir uns an höchsten ökologischen Kriterien.

Dieses Buch wurde auf 100 % Recyclingpapier, zertifiziert mit dem FSC®-Siegel und dem Blauen Engel (RAL-UZ 14), gedruckt. Auch für den Karton des Umschlags wurde ein Papier aus 100 % Recyclingmaterial, das FSC®-ausgezeichnet ist, gewählt.

Alle durch diese Publikation verursachten CO₂-Emissionen werden durch Investitionen in ein Gold-Standard-Projekt kompensiert. Die Mehrkosten hierfür trägt der Verlag.

Mehr Informationen finden Sie unter:

<http://www.oekom.de/allgemeine-verlagsinformationen/nachhaltiger-verlag.html>

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische

Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 oekom verlag München

Gesellschaft für ökologische Kommunikation mbH

Waltherstraße 29, 80337 München

Layout und Satz: Reih's Satzstudio, Lohmar

Korrektur: Maïke Specht, Berlin

Lektorat: Eva Rosenkranz

Druck: Friedrich Pustet GmbH & Co. KG, Regensburg

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Germany

ISBN 978-3-96238-056-4



TOBI ROSSWOG

AFTER WORK

**Radikale Ideen
für eine Gesellschaft
jenseits der Arbeit**

Inhalt

<i>Einleitung</i>	
<i>Arbeit? Nein danke! Faulsein? Keine Lust!</i>	7
<i>Etappen auf meinem eigenen Weg ins Leben ohne Arbeit</i>	14
WARUM ARBEITEN WIR?	21
Bist Du sicher, dass Du arbeiten willst? (SICHERHEIT)	22
Der Klimawandel wartet nicht auf Deine Bachelorarbeit (ANGST)	23
Arbeit macht abhängig. Fang also gar nicht erst damit an! (SCHULDEN)	25
WAS MACHT ARBEIT MIT UNS?	27
Arbeit kann Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung Schaden zufügen (GESUNDHEIT)	28
Von innen sieht das Hamsterrad aus wie eine Karriereleiter (KONKURRENZ)	30
Du hast nichts geleistet und nichts verdient (LEISTUNG)	32
Arbeit macht unverantwortlich und unmenschlich (GEHORSAM)	36
Die Kontrolleurin in unseren Köpfen (KONTROLLE)	39
Unglücklich sind die Sklav*innen, die alles in die Zukunft verlagern (GLÜCK)	40
Arbeit macht das Wichtige unsichtbar (CARE)	42
Es ist nicht der Montag, der nervt, sondern Deine Arbeit (ZEIT)	45
WAS MACHT ARBEIT MIT DER WELT?	53
Auf einem toten Planeten gibt es keine Arbeitsplätze (UMWELT)	54
Zwischen Überleben und Überproduktion (ÜBERPRODUKTION)	60
<i>Kleines Intermezzo: Bullshit-Jobs</i>	64

PRAKTISCHE WERKZEUGE FÜR EINE POST-WORK-GESELLSCHAFT	69
12 Schritte in ein arbeitsfreieres Leben	70
Suffizienz Was brauche ich eigentlich wirklich?	77
Sharing Vorhandenes sinnvoll nutzen	81
Subsistenz »Do it yourself« und »Do it together«	83
Alternativen zur materiellen Existenzsicherung	86
Fünf Forderungen für eine arbeitsfreiere Gesellschaft	91
FACETTEN EINES ARBEITSFREIEREN LEBENS	93
Verkürze Deine Arbeitszeit Tandemploy	94
Das Prinzip der Solidarischen Landwirtschaft ausweiten Oya	96
Hälfte Akten, Hälfte Acker Stadt, Land, Flow	98
Tätigkeit von Existenz entkoppeln MeinGrundeinkommen	100
Arbeiten im Kollektiv Konzeptwerk Neue Ökonomie	102
Mein Geld, Dein Geld? Gemeinsame Ökonomie	104
In einer Kommune leben und organisieren Stadtkommune Villa Locomuna	106
Karriereverweigerung Haus Bartleby	108
Produktion ohne Wachstum und im Konsens Premium Cola	110
Ganz oder gar nicht? Mögliche Kritik an den Alternativen	112
<i>Ausblick</i>	
<i>Eine Utopie jenseits der Arbeit</i>	114
EXTRAS	
Eine kurze Geschichte des Arbeitsfetisches	119
Fragen und Einwände, die mir auf meinem Weg häufig begegnen	124
Zum Weiterlesen, Hören, Sehen	130
Statt eines Nachwortes	134
Danksagung	137
Anmerkungen	138

Einleitung

Arbeit? Nein danke! Faulsein? Keine Lust!

*Als ich fünf Jahre alt war, sagte mir meine Mutter immer,
dass Glückhchsein der Schlüssel zum Leben sei.
In der Schule fragten sie mich dann, was ich mal werden möchte,
wenn ich groß bin. Ich schrieb hin: »Glückhch.« Sie sagten mir,
dass ich die Aufgabe nicht verstanden hätte, und ich sagte ihnen:
»Ihr habt das Leben nicht verstanden.«*

JOHN LENNON

Zugegeben, der Titel »After Work« mag im ersten Moment verwirren – lädt er doch dazu ein, an After-Work-Partys oder ein sportlich-entspannendes Work-out zu denken. Nach getaner Arbeit. Doch darum geht es hier nicht. Vielmehr geht es mir um eine Welt, in der wir nicht mehr arbeiten müssen und stattdessen endlich tätig sein dürfen – eine Gesellschaft *nach* der Ära der (Lohn-)Arbeit.

Die Diskussion um den Sinn und Unsinn des klassisch gewordenen Arbeitskonzepts im Sinne der Lohnarbeit – »Ich gehe an eine Arbeitsstätte und verrichte dort eine Tätigkeit, die mit meinem eigenen Leben nicht unmittelbar etwas zu tun hat, bekomme dafür Geld und »lebe« dann nach dem Feierabend« – wird schon seit langer Zeit immer wieder von Philosophinnen und Sozialforschern aufgeworfen.¹ Momentan nimmt die Debatte durch die immer schneller fortschreitende Automatisierung an Fahrt auf. Laut einer Studie der Oxford-Universität von 2013 wird fast die Hälfte der Beschäftigten in den USA in den nächsten zwanzig Jahren durch Computer und Algorithmen ersetzt werden können,² und die Medien fragen sich: »Was machen Millionen Taxi- und Lkw-Fahrer rund um die Welt, wenn autonomes Fahren zum Standard wird? Was wird aus Postboten, wenn die Auslieferung mithilfe autonomer Autos, Roboter oder Drohnen funktioniert?«³ Als Reaktion auf

diese Entwicklungen versucht die Politik – in diesem Thema geeint – händierend nach neuen Arbeitsfeldern. Doch wozu eigentlich? Die Tatsache, dass in den Ländern des globalen Nordens ein steigendes Bruttoinlandsprodukt nicht zu einer Steigerung des Glücks führt, ist längst zur akzeptierten Binsenweisheit geworden. Wirtschaftswachstum als absolutes und alleiniges Ziel steht längst in der Kritik, die Vorstellung eines guten Lebens statt eines superproduktiven rückt zunehmend in den Vordergrund. Nur an das Konstrukt »Arbeit« trauen wir uns immer noch nicht ran. Auf den viel diskutierten Vorschlag eines bedingungslosen Grundeinkommens als Reaktion auf die steigende Verdrängung des Menschen aus der industriellen Produktion wird von Gegner*innen oft eingewendet, dass Menschen ohne Arbeit ihr Selbstwertgefühl verlieren würden. Ich frage mich aber: Wieso braucht es Arbeit für das Selbstwertgefühl, wenn es Arbeit doch gar nicht braucht?

Die anfänglichen Assoziationen mit dem Begriff »After Work« werfen auch ein bedenkliches Licht auf unser Leben mit der Arbeit: Was macht es mit uns, dass wir nur vor und nach der Arbeit »leben«? Warum fühlen wir uns nur ohne sie frei, und warum dominiert Arbeit trotz dieser Abneigung so stark unseren Alltag? Vieles in unserem Leben dreht sich um Arbeit. Wenn wir in jungen Jahren einen Abschluss machen, um später eine Arbeitsstelle zu bekommen, wenn wir Freiwilligendienste und Praktika absolvieren, um unseren Lebenslauf zu schmücken, wenn wir in fremde Städte ziehen, um die Chancen auf einen besseren Job zu erhöhen ... Unsere »mentalen Infrastrukturen«⁴ – um mit dem Sozialpsychologen Harald Welzer zu sprechen – lassen es uns gar nicht anders denken, als dass Arbeiten notwendig ist. Nicht umsonst lauten die zwei entscheidenden Fragen in unserer Biografie:

1. »Was möchtest Du später mal werden?«

Und später dann:

2. »Was arbeitest Du?«

Die beiden Theoretiker Frederic Jameson und Slavoj Žižek sagten einmal, es sei heutzutage einfacher, sich das Ende der Welt vorzustellen als das Ende des Kapitalismus. Genauso wenig können wir uns eine Welt

jenseits der Arbeit vorstellen. Dabei gibt es sie noch gar nicht so lange – wir Menschen haben lange ohne dieses Konzept existiert. Unsere Vorfahren haben sich natürlich auch darum kümmern müssen, sich selbst und ihre Kinder satt zu bekommen. Doch haben sie dafür sicherlich nicht, wie es heute leider immer noch gängig ist, ihre eigenen Kinder zurücklassen müssen, um am anderen Ende der Welt gegen »gutes Geld« die Kinder anderer Leute zu versorgen.

Arbeit ist sinnlos, entfremdet, ausbeuterisch, krankmachend, zerstörerisch und hierarchisch. Ihr zugrunde liegt die Tauschlogik, die auf dem Prinzip von Leistung und Gegenleistung beruht, welches zu Selbstverwertung, Leistungszwang und Optimierungswahn führt. Wir arbeiten nicht aus intrinsischer, also innerlicher, sondern aus extrinsischer Motivation: für das Geld, mit dem wir unsere Grundbedürfnisse nach einem Dach über dem Kopf, einen gefüllten Bauch, Anerkennung und einigem mehr erfüllen. Vielen macht das keine Freude. Wir quälen uns nach dem Klingeln des Weckers aus dem Bett.

Aber es gibt eine Alternative, die ich nicht mehr als Arbeit bezeichne: die des Tätigseins aus intrinsischer Motivation – ein Akt der Selbstbestimmung, der sinnhaften Verantwortungsübernahme, um wirklich das zu tun, was uns und andere weiterbringt und aufgrund unseres inneren Drangs in verschiedenster Form Ausdruck findet. Leider ist es in unserer Welt fast unmöglich, selbstbestimmt tätig zu sein, da Konstrukte und Strukturen vorherrschen, die nur wenigen privilegierten Menschen Handlungsfreiheit zusprechen: Eigentum, Tauschlogik beziehungsweise Geld – und eben Arbeit. Selbst die sogenannten hohen Tiere des kapitalistischen Wirtschaftssystems müssen sich diesen Strukturen unterwerfen.

Warum es keine gute Arbeit gibt und der Kapitalismus uns nicht helfen kann

Es gibt viele Brillen, durch die wir die Welt und ihre ökonomische Logik erklären können. Ein Erklärungsversuch, der möglichst nah an der alltäglichen Erfahrungswelt liegt, ist folgender: Arbeit, Eigentum und Geld/Tausch sind untrennbar miteinander verbunden und bilden kapitalistische Grundkonstanten. Dieser Dreiklang gilt sowohl auf

individueller Ebene als auch auf gesellschaftlicher: Arbeit ist das Einzige, was wir tun, Geld das, was unsere Beziehungen prägt, und Eigentum alles, was wir haben.

Oder genauer: Eigentum haben die wenigsten von uns. Eigentum ist das, was über unseren Bedarf hinausgeht. Besitz ist das, was wir benutzen und gebrauchen. Und damit ergibt sich folgender Zusammenhang: Wir gehen arbeiten, um Geld zu verdienen, um damit das Eigentum anderer Menschen zu bezahlen. Das meinte Karl Marx mit der »doppelten Freiheit des Arbeiters« – und letztlich aller beschäftigten Personen, inklusive kleiner Selbstständiger: Wir sind nicht versklavt, sondern frei, unsere Arbeitskraft zu verkaufen. Da wir aber auch frei von Produktionsmitteln sind, müssen wir uns doch verkaufen. Denn: Ohne Arbeit haben wir kein Geld, und ohne Geld haben wir nichts zu essen, nichts zum Anziehen und nichts zum Wohnen – oder das Jobcenter im Nacken, das uns die Hölle heißmacht, endlich einen Job zu suchen. Dabei können wir uns noch so anstrengen, aber ohne Eigentum können wir in der kapitalistischen Hierarchie nicht aufsteigen. Durch Arbeit reich zu werden ist heute kaum noch möglich. Die Schichten differenzieren sich inzwischen wieder in einem längst überwunden geglaubten Ausmaß aus: Im Jahre 2016 besaßen acht Männer so viel wie die ärmere Hälfte der Weltbevölkerung zusammen.⁵ 2015 waren es noch 62 Menschen.

Aus diesen Beobachtungen darf nun nicht der Fehlschluss entstehen, dass diese wenigen Männer von Grund auf böse sind und wir nichts an der Lage ändern können. Nur sind es nicht die Positionen Einzelner, die geändert werden müssen, sondern systemische Zwänge, die es zu verändern gilt. Denn: Verantwortung und Macht haben nicht nur diese acht Männer, sondern auch wir. Wir müssen aufhören, das kapitalistische Machtgefälle als natürlich zu akzeptieren, und anfangen, uns nicht mehr als Humankapital in einer Pyramide des Erfolgs zu verstehen.

Selbstverständlich handelt es sich bei dieser Kapitalismuskritik um eine Simplifizierung und damit eine Reduktion komplexer Zusammenhänge. Andere haben das bereits tiefer analysiert.⁶ Aber selbst aus diesem kurzen Blick auf das System wird klar: Der Kapitalismus wird uns nicht helfen. Wir brauchen eine radikale Kritik der Arbeit. Es gilt, diesen Mythos zu dekonstruieren und praktische Ideen zu skizzieren.

Das Ziel von »After Work«

Dieses Buch basiert neben vielen kritischen Perspektiven auf einer grundlegend positiven Überzeugung: Wir können die Welt verändern! Eine Veränderung unserer Umwelt hat längst angefangen. Ob wir sie aktiv mitgestalten oder nicht, ist jetzt unsere Entscheidung. Wollen wir einen Wandel by design oder by disaster?

Reisen wir gedanklich einmal ein paar Jahrzehnte in die Zukunft:

Es ist das Jahr 2050. Wir stehen mit einem Kind hoch oben auf einem Berg und blicken hinunter auf die Welt. Wir sehen den Himmel, der von dunklen Rauchwolken durchzogen ist, und riechen stinkende Luft. Das Wasser des Flusses unter uns ist vergiftet und lässt kein Leben mehr zu. Die Pflanzen sind vertrocknet und grau. Dieses Kind fragt: »Warum ist die Erde so zerstört?« Und wir müssen antworten: »Na ja, für die Arbeitsplätze und das Wirtschaftswachstum war das gut.«

Ist das wirklich die Ausrede, die wir den künftigen Generationen geben wollen? Die Absichten einzelner Unternehmer*innen mögen noch so gut sein – solange die kapitalistischen Marktstrukturen bestehen, wird jedes Unternehmen spätestens, wenn es unter stärkeren Wettbewerbsdruck gerät, Natur vernutzen und die Arbeiter*innen – im Zweifel in einem Billiglohnland – zur Produktivität antreiben. Wir alle sind in einem solch fast unaushaltbaren Spannungsfeld gefangen. Auch für die Einzelperson reicht es nicht, einfach einen anderen, »besseren« Beruf zu finden. Marianne Gronemeyer, die unter anderem das Buch »Wer arbeitet, sündigt« geschrieben hat, spricht es deutlich aus: »Bei genauem Hinsehen wird man feststellen, dass beinahe alles, was heute berufsmäßig an Arbeit verrichtet wird, menschen- und naturschädigend ist.«⁷

Wir müssten radikal neue Wege einschlagen, um die Verhältnisse zu ändern. Gleichzeitig stehen wir ständig unter Druck, uns dem Sys-

tem zu beugen, um ein gutes Leben führen zu können. Und die Veränderung wird ihre Zeit brauchen. Dieses Buch möchte daher Wege aufzeigen, wie wir schon jetzt im Einzelnen und im Kollektiv Verantwortung übernehmen und uns von dem Konstrukt Arbeit befreien können. Denn wenn immer ich eine Person erlebe, die erdrückt wird unter ihrer Arbeit oder dem Druck, eine zu bekommen, möchte ich sie in den Arm nehmen und sagen: »Du bist gut, so wie du bist. Es ist die Arbeit! Arbeit ist das Problem.«

Bei diesem Vorhaben wird es unweigerlich zu viel Kritik kommen. Diese möchte ich einladen. Ich möchte mit diesen Ideen angreifbar sein und gerne in einem wohlmeinenden sowie konstruktiven Austausch gemeinsam andere Horizonte erfahren. Ich lade jede*n dazu ein, direkt in den Austausch mit mir oder anderen zu treten, gemeinsam weiterzudenken und sich kritische und vielleicht provokante Impulse zu geben, gegenseitig beim Vorlesen oder nach einem meiner Vorträge. Durch einen solchen Austausch können die Zeilen des Buches lebendig werden. Die Ökonomin, Historikerin und Aktivistin Friederike Habermann fasst es Bezug nehmend auf die Zapatistas so zusammen: »Woraus gebiert also das Neue? Nicht aus Dir. Nicht aus mir. Sondern zwischen uns. Im >choque<, dem Zusammenstoß.«⁸ Auf gesellschaftlicher Ebene kann es unweigerlich zu Reibung und Konflikten kommen, doch wie es bei der Band »Arbeitstitel Tortenschlacht« in einer Liedzeile heißt: »Reibung erzeugt Wärme, und wir leben in einer bitterkalten Zeit – dass wir uns reiben, zeigt: Wir sind zum Erfrieren noch nicht bereit.«⁹

Was möchte »After Work« konkret?

Das Buch möchte dazu einladen, den eigenen Alltag zu verändern, sich als Gestalter*in im Sinne eines transformativen Subjekts und nicht als Konsument*in zu verstehen, nicht auf Politik, Markt und Staat wartend, sondern loslegend und sich anders (gemeinsam im Kollektiv) organisierend. **1.**

Es möchte Fragen aufwerfen und Ideen liefern, aber keine allgemeingültigen Antworten predigen. **2.**

Es will plakativ und provokant Impulse geben, um Menschen aus der Komfortzone herauszukitzeln und zur kritischen Auseinandersetzung mit dem Thema anzuregen. **3.**

In diesem Buch werden viele Fakten bewusst kurz und knapp präsentiert. Damit sind sie notwendigerweise verkürzt dargestellt. Ein Buch ist immer auf eine gewisse Seitenanzahl begrenzt, die Gedanken aber sind frei. Ich möchte dazu einladen, Dich mit Deinen Mitmenschen auszutauschen, um gemeinsam weiterzudenken und zu Handlungen anzuregen. Das Buch muss dabei nicht vom ersten bis zum letzten Wort durchgelesen werden, vielmehr soll es zum Stöbern einladen. Es soll anspornen, bisher Geglaubtes zu hinterfragen, dazu einladen, außerhalb der Box zu denken. Lasst uns zusammen auf die Reise gehen. Diese Reise kann und mag aufwühlen, aber auf keinen Fall soll sie den moralischen Zeigefinger erheben. Wir sind zwar alle Teil des Problems, aber auch Teil der Lösung.

Etappen auf meinem eigenen Weg ins Leben ohne Arbeit

Meine Geschichte vom Arbeitsfetisch zur Arbeitskritik ist lang und führt durch verschiedene Etappen – ein paar davon will ich teilen, um zu Fragen über das eigene Leben anzuregen: Gab es solche Impulse und Momente auch bei Dir? Wie hast Du entschieden? Welchen Weg gehst Du gerade? Und: Wie möchtest Du leben?

1990 Ich beginne ganz am Anfang: mit meiner Geburt. Am 11. Juli 1990 bin ich mit einer Herausforderung auf die Welt gekommen: einem kiloschweren Tumor am Steißbein – der Rest von mir wog nicht viel mehr als das Doppelte. Die Diagnose der Ärzt*innen war klar: Dieser Junge würde niemals laufen können.

Doch meine Eltern glaubten nicht an dieses Urteil. Nun bin ich zwar kein Spitzensportler geworden, aber ich kann mich heute beinahe problemlos von A nach B bewegen. Für mich war das der erste wichtige Impuls, den mir meine Eltern geschenkt haben: Wir müssen das Unmögliche probieren, um das Mögliche zu schaffen, und auf keinen Fall vermeintlichen Autoritäten Glauben schenken, die meinen, dass etwas nicht funktionieren könne oder sowieso noch nie funktioniert habe. Der Versuch, über die vermeintlichen Grenzen des Machbaren zu gelangen, ist zwar keine Garantie für ein Gelingen, aber von vorneherein aufzugeben ergibt gar keinen Sinn. Außerdem ist mir bewusst geworden: Das Leben ist ein Geschenk! Es ist mir zu wichtig, um es mit Arbeit zu vergeuden.

Diese Erfahrung des scheinbar Unmöglichen lehrt mich bis heute ein konstruktiv-kritisch-skeptisches Hinterfragen, wenn Menschen mit scheinbaren Totschlagargumenten argumentieren: »Aber das macht man doch so.« Oder: »Das geht nicht anders.« Oder noch schlimmer: »Das ist doch normal, natürlich und notwendig.« »Das haben wir immer schon so gemacht«. Mit diesen Glaubenssätzen konstruieren wir uns selbst eine Realität. Solche Narrative setzen sich tief in unserem Bewusstsein fest: Wenn ich mein ganzes Leben lang gesagt bekomme,

dass ich nicht rechnen oder malen kann, werde ich später beinahe garantiert nicht rechnen oder malen können. Es ist eine selbsterfüllende Prophezeiung, der ich mich unhinterfragt unterwerfe.

Meine Eltern waren natürlich in Sorge um meine Zukunft. Für sie stand fest, dass ich gut in der Schule sein müsse, damit ich später studieren und am besten irgendwie verbeamtet werden kann, denn körperlich harte Arbeit kann ich nicht verrichten. Also strebte ich gemäß ihrem Wunsch nach guten Noten – glücklicherweise fiel mir das leicht. Natürlich nur, indem ich mich gegen meine Mitschüler*innen durchsetzte. 2002

Als Kind des Kapitalismus wollte ich neben der Schule auch immer ein wenig Geld dazuverdienen – davon kann mensch schließlich nie genug haben. Ein Erlebnis von 2002 zeigt mir im Nachhinein gut, was so ein Streben nach Geld mit Menschen machen kann. Ich gewann damals in der Computer-AG den ersten Preis für die Gestaltung unserer Schulhomepage. Die Gruppe, die vor uns bei der Preisverleihung auf der Bühne stand, bekam ein Handy geschenkt. Ich freute mich schon riesig, nun endlich auch ein Handy in den Händen halten zu dürfen. Doch als wir an die Reihe kamen, gab es stattdessen ein Programm zur Erstellung von Websites: Microsoft Front Page 2002. Das hatte ich bereits zu Hause. Enttäuscht fragte ich mich auf dem Heimweg, was ich nun mit diesem Geschenk machen könnte. Zu Hause angekommen, recherchierte ich und fand heraus, dass das Programm für etwa 100 Euro auf eBay gehandelt wurde – was für eine Freude! Da ich noch nicht alt genug war, um dort zu verkaufen, organisierte ich mir einen Zwischenhändler, dem ich fünf Prozent Provision versprach. Nach einer Woche hatte ich 95 Euro auf meinem Konto. Aber dabei beließ ich es nicht. Mir kam der Gedanke, dass die anderen Mitglieder der Computer-AG vermutlich gerade dasselbe Programm in irgendwelchen Regalen verstauben ließen. Also nahm ich 50 Euro, besuchte damit meine fünf Freunde aus der AG und machte ihnen ein Angebot, das sie nicht ausschlagen konnten: Ich bot ihnen 10 Euro für ihr Programm – mit der inneren Legitimation, dass es doch eine Heldentat sei, wenn sie wenigstens noch die paar Euro hätten anstatt gar nichts. Nach einer weiteren Woche hatte ich insgesamt einen Gewinn von 520 Euro eingefahren.

Es ist unglaublich, wozu ich mich habe verleiten lassen: dem Bescheißen meiner Freund*innen für Geld, das ich nicht mal dringend brauchte. Ein Handy habe ich mir dafür übrigens nicht gekauft. Schließlich gibt mensch sein Geld nicht aus, sondern spart es brav. Wofür? Das war mir auch nicht so richtig klar. Vermutlich, um das ultimative Ziel zu erreichen: reich zu werden.

2006 Zum ersten Mal hinterfragte ich diese Absurditäten während einer Praktikumsbewerbung im Bereich Maschinenbau bei einem großen Konzern. Dort gab es für alle Bewerbungen ein Assessment-Center, wo uns Bewerber*innen gleich zu Beginn erzählt wurde, dass wir zu viele seien und es nicht genug Plätze gebe. Sofort waren wir auf Konkurrenz gedrillt, was zu unschönen Situationen führte. Obwohl ich die Bewerbung »gewann«, fühlte ich mich am Ende unwohl. Das war eine für mich zutiefst wichtige Erfahrung.

Auch das Praktikum war nicht gerade erfüllend, und mir wurde schnell klar, dass so ein Leben für mich nicht infrage kam: inmitten von Männern, die rau und laut redend ihre Wertigkeit verteidigen mussten; Männer, die in ihrem Achtstundenarbeitstag nur das Nötigste erledigten und den Rest der Zeit mit belanglosem Small Talk und vielen anderen Zeitvertreibungsstrategien verbrachten.

Damals fragte ich mich das erste Mal: Warum machen Menschen das? Warum sind sie nicht einfach so lange tätig, wie es sinnvoll ist, und verbringen dann den Rest der Zeit wenigstens wirklich frei und selbstbestimmt?

2007 Dies war das Jahr, in dem ich das mich angrinsende Stück Mortadella-Bärchenwurst nicht mehr einfach ignorieren konnte. Nachdem ich 17 Jahre lang morgens, mittags und abends Fleisch gegessen hatte, wurde mir plötzlich klar, dass dieses leblose Stück Wurst mal ein lebendiges Tier gewesen war. Und ich entschied, dass ich diesen Fleischkonsum nicht weiter unterstützen wollte. Es hatte auch schon als Kind nicht meiner Moral entsprochen, doch mir war es lange gelungen, diesen Zusammenhang total auszublenden – schließlich war Fleischessen doch normal, natürlich und notwendig. Mir war immer gesagt worden, so würde ich groß und stark werden.

Dieser erste Gegenimpuls machte mir klar, dass letztlich alles hinterfragt werden muss. Denn wenn mir etwas so Offensichtliches, wie unser fehlgeleiteter Fleischkonsum, tagtäglich auf dem Teller präsentiert wird und ich es trotzdem nicht erkennen kann, dann gibt es über den Tellerrand hinaus sicherlich viele andere versteckte Grausamkeiten, die ich einfach so reproduziere, ohne es zu merken. Ich begann damals beispielsweise, Schule noch kritischer zu betrachten, absolvierte allerdings noch auf Anraten meiner Eltern das Abitur – denn mit diesem in der Hand wäre ich schließlich frei zu tun, was ich wollte. Später zeigte sich, dass diese Logik sich beim Studium, der Ausbildung und vielem anderen einfach wiederholt – eine vermeintlich unaufhaltsame Spirale.

Im selbstverständlichen und fast schon vorauseilenden Gehorsam studierte ich nach dem Abitur ein paar Semester. Auch das Studium erfüllte mich aber keineswegs: Eigentlich sollte ich nur möglichst viel Stoff in mich hineinfressen, der für meinen Alltag keinerlei Relevanz hatte. Das empfand ich als sinnlose Zeitverschwendung. Als die Bauchschmerzen immer größer wurden, gab es kaum noch ein Zurück (>nur noch den Bachelor, danach bist du ja frei ... <). Ein Aha-Moment kam dann allerdings auf einem von mir gestalteten Projekttag. An dessen Ende wurde ich gefragt, warum ich denn so etwas nicht öfter mache. Meine Antwort war ganz einfach: »Weil ich ja noch studiere.« Zunächst schien mir und den anderen diese Antwort völlig schlüssig. Auf dem Rückweg allerdings dachte ich genauer darüber nach und fragte mich: »Warum studierst Du eigentlich?« Studierte ich wirklich nur, um ein Stück Papier zu erhalten, das es mir erlaubte, etwas zu tun, was ich eigentlich längst schon tat? Das befriedigte mich nicht länger. Der Widerspruch war zu groß geworden.

Ich beschloss damals, einen durchaus radikalen Schnitt zu setzen, und entschied innerhalb einer Woche, all mein Geld und Eigentum zu verschenken, mich von meinen Eltern, Mitbewohner*innen sowie einer Professorin zu verabschieden und loszureisen. Die fünf Prozent Studiumsinhalt, die ich wirklich für meine Praxis brauchte, wollte ich mir in einem Prozess des Freilernens organisieren, indem ich Seminare zu genau den Themen besuchte, die mich bewegten und die für mich sinnvoll waren. Es war eine Reise im Vertrauen, dass alles da sein werde, was

ich zum Überleben brauche, und dass ich mein Talent einfach in die Gesellschaft einbringen konnte.

Auf diesem Weg traf ich Pia Damm. Mit ihr gemeinsam konnte ich konsequent zweieinhalb Jahre lang geldfrei leben sowie verschiedene Projekte und Aktionen verwirklichen. Letztlich wurde so das Netzwerk »living utopia« initiiert: anfangs völlig geldfrei, inzwischen tauschlogikfrei.

Dafür haben wir beide erfolgreich unser Studium abgebrochen und immer wieder zu spüren bekommen, wie sehr der Ausstieg aus der gesellschaftlichen Logik andere Menschen verunsichert. Eine Geschichte von Pia zeigt das ganz deutlich: Ihre Mutter ist Schneiderin in einer kleinen Stadt und hat demnach viel mit unterschiedlichen Menschen zu tun. Und wie es sich für eine*n gute*n Kund*in gehört, fragten viele der Menschen, was denn das »Töchterchen« so mache. Als Pia noch studierte, war die Antwort einfach: »Pia studiert. Ethnologie.« Darauf folgte sofort ein anerkennendes »Ach, wie schön«, und die höfliche Neugierde war gestillt. Das Paradoxe daran ist, dass die meisten Menschen gar keine Ahnung davon haben, was Ethnologie genau ist. Das war auch egal. Es hätte genauso gut Waffenkunde sein können. Der Inhalt spielte keine Rolle, es ging um die akzeptierte Daseinsberechtigung durch diese anerkannte Zeitver(sch)wendung namens Studium. Damit hatte es sich. Das erlebe auch ich immer und immer wieder. Nach dem Abbruch des Studiums war die einfache Antwort nicht mehr möglich. Für Pias Mutter wurde die Frage unangenehm, weil es keine standardisierte Antwortmöglichkeit mehr gab, die sofort zur Befriedigung des mehr oder weniger ehrlichen Interesses taugte. Dieses gesellschaftliche Phänomen ist ein harter Brocken, welchen wir überwinden müssen, damit wir mehr kreative Freiräume bekommen, um wirklich zu erkunden, was wir zur Gesellschaft beitragen möchten.

2014 Wir leben ständig in einem uns zerreißenen Rollenkonflikt. Diese Erkenntnis verdanke ich pointiert einem Streitgespräch an der Universität in Lüneburg während der Leuphana-Konferenz, die für und von den Erstsemester-Student*innen jährlich gestaltet wird. Nach meinem Vortrag auf dieser Konferenz im Frühjahr 2014 fand ich im Programm den Punkt »TTIP-Befürworter gegen TTIP-Gegner«. Es ging also um

das Transatlantische Freihandelsabkommen zwischen Europa und den USA. Das versprach, unterhaltsam zu werden: ein authentisches Theaterstück. Also ging ich hin. Wie erwartet, waren die Rollen klassisch verteilt: Der TTIP-Befürworter war ein Ökonom, der TTIP-Gegner ein Ökoaktivist. Gegen Ende der Diskussion wurde es für den TTIP-Befürworter eng, und er sagte so etwas wie: »Als Vater finde ich dieses TTIP auch nicht gerade sinnvoll, aber als Ökonom gibt es Zahlen und Argumentationsketten, die dafürsprechen.« Ich stellte mir damals quasi stellvertretend für den Mann auf der Bühne die Frage: »Bin ich erst Mensch und dann Ökonom*in oder erst Ökonom*in und dann Mensch?« Diese Frage sollten sich nicht nur bestimmte Berufsgruppen stellen, sondern wir alle. Sollten und können wir Berufliches und Privates wirklich trennen? Ganz einfach gesprochen, fehlten mir genauso wie der Betriebswirtin und Publizistin Elisabeth Voß und vermutlich vielen anderen Menschen die »grundlegende Zustimmung zur hierarchisierenden Arbeitswelt und die Bereitschaft, in vorgegebene Rollen zu schlüpfen«.¹⁰

Nach all diesen Etappen, die noch um unzählige weitere Impulse ergänzt werden könnten, bin ich dankbar und glücklich, ohne Arbeit leben zu dürfen. Mit einer inneren Klarheit: Ich möchte das gute Leben nicht nur für mich, sondern für alle für immer. Damit geht konsequenterweise Verweigerung meiner Karriere einher, denn ich möchte mich nicht gegen andere durchsetzen im strukturell bedingten Hass gegeneinander. Ich möchte als Teil der Generation Y radikal hinterfragen, warum wir so leben und wie wir das ändern können. Ich verstehe mich als Teil einer Post-Work¹¹-Bewegung, die noch tief schlummert, aber die wir gemeinsam erwecken können.

Mit dem Netzwerk »living utopia« versuchen wir, Verantwortung zu übernehmen, indem wir Räume anderer Selbstverständlichkeit gestalten, wo Menschen sich frei von Leistungsdruck, Selbstoptimierungswahn und Verwertungslogik begegnen. Wir sagen dabei Nein zu Arbeit, aber Ja zum Tätigsein.

Heute

Nun geht's aber los. Nach einem Blick auf meine persönliche Reise machen wir uns auf den Weg in einige kritische Überlegungen. Denn unsere Arbeit ist mit viel mehr gesellschaftlichen und ökologischen Aspekten verbunden, als es vielleicht auf den ersten Blick scheint. Kein Mensch *arbeitet je einfach nur* – die Arbeit schafft gleichzeitig ein soziales Statement, hat Auswirkungen auf unsere Beziehungen, beeinflusst unser ganz persönliches Glücksgefühl und vieles mehr.

Diese vielen Einzelaspekte sind so in unserem Verständnis von Arbeit verankert, dass wir sie gar nicht mehr aktiv wahrnehmen. Sollten wir aber! Werfen wir doch einmal gemeinsam einen Blick auf die vielen Bereiche des Lebens, die von unserer Arbeit beeinflusst werden, um dann darüber nachzudenken, ob wir diese ganzen Implikationen, die diese Verbindungen mit sich bringen, überhaupt wollen oder brauchen. Dabei sind die folgenden Abschnitte fragmenthaft, impulsiv und ohne Anspruch auf Vollständigkeit. Mögen sie irritieren und inspirieren!



Zum Nachdenken

Wenn Du bei google nach »Arbeit ist« suchst, findest Du:

Arbeit ist

arbeit ist das halbe leben

arbeit ist doof

arbeit ist kraft mal weg

arbeit ist schön

arbeit ist

arbeit ist nicht unser leben

arbeit ist out

arbeit ist leistung mal zeit

arbeit ist nicht alles im leben

Was ist Arbeit für Dich?

WARUM ARBEITEN WIR?

Im Leben ist nichts umsonst. Wir müssen es uns verdienen. Das war doch schon immer so. Arbeit gehört zum Leben wie die Luft zum Atmen. Wir müssen arbeiten gehen, um für unsere Lebenszeit im Austausch Geld zu bekommen. Damit können wir dann unser Leben refinanzieren. Wir scheinen in dieser unüberwindbaren Abhängigkeit festzustecken. Darin versuchen wir es uns dann so bequem wie möglich zu machen, und irgendwann scheint dieses Leben uns sogar angenehm. Aber ist es wirklich so unabdingbar nötig zu arbeiten? Liegt das Bedürfnis, uns in das System Arbeit zu begeben, in uns selbst, oder wird es von einer Gesellschaft erzeugt, die nichts anderes mehr kennt? Ein Blick auf die lautesten Argumente »für Arbeit« zeigt, warum wir wirklich arbeiten.

Bist Du sicher, dass Du arbeiten willst?

(SICHERHEIT)

Die Vorsichtigen, die Besitzenden wiegen sich in Sicherheit, doch notwendigerweise sind sie alles andere als sicher. Sie sind abhängig von ihrem Besitz, ihrem Geld, ihrem Prestige, ihrem Ego – das heißt von etwas, das sich außerhalb ihrer selbst befindet. Aber was wird aus ihnen, wenn sie verlieren, was sie haben?«¹² So fragte der Philosoph und Psychoanalytiker Erich Fromm. Wenn ich trampe und mir die lieben Menschen, die mich mitnehmen, von ihren Häusern, Autos und dem ganzen anderen Luxus erzählen, stelle ich auch oft diese Frage: »Was wird aus Dir, wenn Du verlierst, was Du hast? Wer bist Du dann noch?« Die Stille im Auto ist dann oft unerträglich, und nach einer Minute kommt ein leises »Ich weiß es nicht«. Genau diese Verlustängste sind es, die fühlende Menschen dazu bringen, entgegen ihrem eigentlichen Wesen unmenschlich zu handeln im Wettbewerb um Arbeit, Geld und Eigentum, denn »wenn ich bin, wer ich bin, und nicht, was ich habe, kann mich niemand berauben oder meine Sicherheit und mein Identitätsgefühl bedrohen.«¹³

Sich von den Scheinsicherheiten im Leben zu trennen ist sicherlich nicht leicht, aber durchaus anzustreben, um sich nicht von den materiellen Abhängigkeiten in Arbeit zwingen zu lassen, die in den meisten Fällen mir selber, den anderen und auch der Erde nicht guttut. Die vermeintliche ökonomisch-materielle Sicherheit wird einer Sicherheit durch soziale Strukturen und Netzwerke vorgezogen und hat einen teuren Preis. Möchten wir den wirklich zahlen? Vermutlich ist die deutsche Sprache auch deswegen so ehrlich und spricht von einem »Geldschein«, der eben nur so scheint, als wäre er etwas wert. Nämlich das, was ich darauf projiziere und woran wir als Gemeinschaft glauben. Denn ich kann noch so viel Geld in den Händen haben, aber wenn mir am Morgen die Bäckerin die Brötchen nicht geben mag, werde ich von den Geldscheinen und Münzen nicht meinen Hunger stillen können. Ich bin als Mensch ein Gemeinwesen und damit abhängig von anderen.

Geld verschleiert das. Als Mensch kann ich nur in Kooperation anstatt in Konkurrenz dauerhaft überleben.

Der Mythos, dass Arbeit der beste Weg aus der Armut sei, wird immer wieder aufgerufen. Dass das nicht stimmt, ist einfach zu zeigen, wenn wir uns das Prekariat als Ganzes anschauen und feststellen müssen: Heute arbeiten Millionen Menschen mit mehreren Minijobs und erreichen doch nicht ihre Existenzsicherung.

Der Klimawandel wartet nicht auf Deine Bachelorarbeit

(ANGST)

Während 2.842.225 Student*innen alleine in Deutschland im Semester 2017/18¹⁴ an den Hochschulen sitzen, um an ihrer Karriere zu basteln, werden Tatsachen geschaffen, die spätestens ihre Kinder negativ und unwiderruflich betreffen werden. Der Klimawandel ist einer davon. Und obwohl den meisten das bewusst ist, machen sie weiter mit im Rad der umweltzerstörenden Arbeit – aus Angst. Angst, nicht mehr mithalten zu können, wenn sie nicht mitmachen. Angst vor einer Zukunft, in der sie keinen Job finden. Und Angst vor dem Unbekannten. Die Triebfeder der Zukunftsangst lässt Menschen Dinge jetzt tun, um später auch ein paar Krümel vom Kuchen abzubekommen und ihren Kindern etwas bieten zu können. Wenn wir so weitermachen, ist aber der Kuchen verbrannt, und auch die Krümel werden dann nicht mehr genießbar sein.

Gleichzeitig ist nur zu verständlich, dass Menschen Angst haben. Seit wir jung sind, lernen wir, dass wir schnell sein müssen, um nicht unterzugehen. Frühförderung beginnt oft noch vor dem Kindergarten, und der Druck wächst in der Schule über die Jahre immer mehr. So wird Angst zu einer unserer größten Motivationen, Dinge zu tun. Wenn wir Hausaufgaben machen, erledigen wir sie oft eher aus Angst vor Strafen oder schlechten Noten als aus Neugier. Und wenn wir überlegen, was wir studieren oder arbeiten wollen, geht es vor allem darum, genug Geld zu verdienen. Warum motiviert uns heute die Angst mehr

als unsere Freude? Es ist die Angststarre, die uns regungslos und handlungsunfähig verharren lässt. Die Welt ist grausam und ungerecht, das erfahren wir tagtäglich. Und spielen das Spiel lieber mit, um nicht am Ende des Tages auf der Verlierer*innenseite zu stehen. Die Angst hindert uns, aktiv zu werden, und unterdrückt jegliche Kreativität.

Es wird viel dafür getan, dass überall Angst herrscht. Wenn es nach der ehemaligen Arbeitsministerin Ursula von der Leyen geht, bist Du erst ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft, wenn Du in Arbeit gebracht bist.¹⁵ Gesellschaftliche Anerkennung erfährt mensch also erst, wenn gearbeitet und funktioniert wird. Kein Mensch möchte in die Sanktionspolitik durch Hartz IV kommen, die zu diesem gesellschaftlichen Phänomen beiträgt. Mensch wird bestraft, wenn sie oder er in der Arbeitslotterie keine Arbeitsstelle gezogen hast. Nicht nur, dass es ökonomisch sehr viel schwieriger ist, über die Runden zu kommen, genauso machen einem dann der gesellschaftliche Druck und die konstruierte Verachtung zu schaffen. Darum, dass mensch einen Job findet, der einem liegt und Freude bringt, geht es nicht.

In einem Interview im vergangenen Dezember forderte der Chef der Bundesagentur für Arbeit, Detlef Scheele, von der neuen Regierung massive zusätzliche Finanzmittel für seine Jobcenter. Die Gelder würden dann verstärkt »nach Wirkung« verteilt: Wo die Zahl der Langzeitarbeitslosen sinke, solle das honoriert werden.¹⁶ Im Endeffekt ist das eine Provision, ein finanzieller Anreiz für Jobcenter, immer mehr Menschen aus der Arbeitslosenstatistik verschwinden zu lassen. Es bleibt wohl nichts anderes übrig, als zu vermuten, dass es sich bei dieser gesamten Angelegenheit um eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme handelt. Es könnte fast der Anschein erweckt werden, als ginge es um eine Investition in die Aufrechterhaltung des Arbeitsfetischs. An der Angst, nicht mithalten zu können, wird das nichts ändern, stattdessen wird der Druck auf die einzelne Arbeitslose damit noch verstärkt. Dafür denken die Behörden sich Maßnahmen aus, die zutiefst erniedrigend sind. Ganz absurd wird es durch Scheinarbeit wie im Real Life Training Center in Hamburg, einem für 1,5 Millionen Euro erbauten Übungssupermarkt. In diesem simulierten Supermarkt mussten Arbeitslose einer 40-Stunden-Woche nachgehen, künstliche Produkte aus den Regalen nehmen, um sie mit Übungsgeld an der Kasse zu »bezahlen«, um diese

anschließend ins Lager und dann natürlich zurück ins Regal zu stellen.¹⁷ Das Center gibt es zwar heute nicht mehr, aber die Methoden sind nicht deutlich besser geworden und erinnern mehr an Ruhigstellung von Menschen als an die versprochene Hilfestellung.

Diese eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe haben die Ausgestoßenen doch noch: Sie dienen als abschreckendes Beispiel. Mit der Angst im Rücken, so zu enden wie sie, trauen wir uns nicht, gegen die unfairen Spielregeln zu protestieren. Der Armutsforscher Christoph Butterwege bringt es auf den Punkt: »Armut ist gewollt und bewusst erzeugt, weil sie die >Aktivierung<, Motivierung und Disziplinierung der Bevölkerungsmehrheit gewährleistet. Die (Angst vor der) Armut sichert den Fortbestand der bestehenden Herrschaftsverhältnisse.«¹⁸

Denken wir das Ganze konsequent weiter, wird auch ein weiteres gravierendes Missverständnis klar: In unserer Gesellschaft wird Sozialgeld als Gnade der Gesellschaft angesehen. In Wirklichkeit ist es aber nichts anderes als ein erbärmliches Trinkgeld für all jene, die mit Gewalt aus dem Arbeitssystem und seinen Früchten ausgeschlossen werden.

Arbeit macht abhängig. Fang also gar nicht erst damit an!

(SCHULDEN)

In unserem Leben kommt es auf verschiedene Weisen zu Schulden. Nach der Tauschlogik gedacht, ist die erste Schuld schon in unserer Geburt verwurzelt: Sobald wir geboren werden, haben wir die gesellschaftliche Schuld zu begleichen, als funktionierendes Zahnrad das »Beste« aus uns herauszuholen. Denn: Als Kinder werden wir von anderen durchgefüttert, mit Wissen und allem Nötigen versorgt, und auch als Greise werden wir der Gesellschaft auf der Tasche liegen. Also gilt es, in der kurzen Zeit, in der wir arbeitsfähig sind, so viel wie möglich zu tun, um diese Grundsuld auszugleichen.

Die zweite Schuld kommt dann oft in Form von Geld ganz konkret auf uns zu. Wir müssen, wenn wir nicht im gut betuchten Elternhaus aufgewachsen sind, via Bafög oder anderen Kreditmöglichkeiten

Schulden anhäufen, um Ausbildung oder Studium zu finanzieren. Nach diesem unglücklichen Start bleibt uns nach der Wissensanhäufung gar nichts anderes übrig, als sofort in den Arbeitsmarkt zu drängen, schließlich wollen die Schuldner*innen ausbezahlt werden. Mit wachsendem Gehaltscheck wachsen auch unsere Wünsche: Während wir uns in der Ausbildung oder Studientagen noch mit einer WG, gebrauchter Kleidung und dem Drahtesel zufriedengeben, brauchen wir bald ein feines Auto, teure Urlaube, möglichst ein eigenes Haus und viele andere vermeintliche Selbstverständlichkeiten, um dem gesellschaftlichen Anspruch zu genügen. Also werden wir einen weiteren Kredit aufnehmen müssen. Und so weiter und sofort. Der SchuldnerAtlas der Wirtschaftsauskunftei Creditreform zeigt, dass immer mehr Schulden gemacht werden.¹⁹ So sind wir unser gesamtes Leben an Arbeit gekettet, um diesen Lebensstil aufrechtzuerhalten. Ein Teufelskreis, in dem mit steigender Stufenanzahl auch die Fallhöhe immer höher wird. Alleine durch diese Verkettung von Abhängigkeiten und Verschuldungen ist an ein Ausbrechen aus der Arbeitswelt kaum bis gar nicht zu denken.

Der Philosoph, katholische Theologe und Psychoanalytiker Eugen Drewermann bringt es auf den Punkt: »Wenn wir uns anschauen, was die Hoffnungen der Menschen sind, sind sie fast alle materiell, sehr kurzatmig. Im Grunde nichts weiter als der Treibsatz, um das Hamsterrad weiter zu drehen, in dem sie die Gefangenen sind. Am Ende haben wir Häftlinge, die nur möchten, dass man ihre Zellwände ein wenig auspolstert, um bequemere zu kriegen. Wir sollten den Ausbruch wagen.«²⁰

Wir machen also unsere Schulden, um mitmachen zu können – und ab dann auch mitmachen zu *müssen*. Dabei kommt mir immer wieder dieser Spruch in Erinnerung: »Die kaufen Dinge, die man nicht braucht, von Geld, das man nicht hat, um Leute zu beeindrucken, die man nicht mag.«²¹

WAS MACHT ARBEIT MIT UNS?

Das Problem an Arbeit ist aber nicht nur, dass wir sie oft eigentlich gar nicht bräuchten. Viel schlimmer ist, dass uns Arbeit auf psychischer und physischer Ebene krank macht. Wir schufteten uns richtiggehend kaputt. Diese Tätigkeiten, in denen wir einen Großteil unseres Lebens fremdbestimmt verbringen, verändern außerdem unser Denken, Fühlen und vor allem Handeln. Und das nicht nur auf gesamtgesellschaftlicher Ebene, sondern auch auf ganz individueller. Sie ändert die Art, in der wir mit unseren Mitmenschen agieren, und beeinflusst massiv unser Selbstbild. Arbeit lässt uns blind werden für das, was wirklich wichtig ist. Kann uns so ein Leben wirklich glücklich machen?

Arbeit kann Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung Schaden zufügen

(GESUNDHEIT)

Jede*r kennt die Situation, in die ich damals in der Schule regelmäßig geraten bin: Am Tag vor den Prüfungen war es mir kaum möglich zu schlafen. Ich hatte Alpträume oder konnte schlicht nicht einschlafen, sodass ich die halbe Nacht grübelnd wach lag und mir immer wieder gebetsmühlenartig die richtigen Antworten auf kommende Fragen vorsagte. Es war kaum an Entspannung zu denken. Mein Herz klopfte kurz vor dem Erblicken des Aufgabenblattes stark. Und genauso, wenn ich es dann einige Zeit später korrigiert zurückbekam – bis dann endlich die erlösende Note zu entdecken war. Hätte ich so weitergemacht, hätte ich die vielen schlaflosen Nächte und Angstzustände vielleicht gar nicht bis jetzt überlebt. Auch im Arbeitsleben sind wir vor diesen Situationen nicht gefeit.

Arbeit macht krank. Die WHO zählt beruflichen Stress mittlerweile zu den »größten Gefahren des 21. Jahrhunderts«²². Der Medizin-Nobelpreisträger Thomas Südhof unterstreicht: »Wir sind nie mehr unerreichbar, nie außer Dienst. Per Mail stehen wir quasi minütlich im Kontakt zu unserer Arbeit. Das kann auf Dauer nicht gut sein.«²³ Rund um die Uhr erreichbar zu sein führt laut einer Studie der Erasmus-Uni Rotterdam zu Burn-out bei vielen Arbeitgeber*innen.²⁴ In Studien wie den »Global Benefits Attitudes« gibt ein Drittel der Befragten an, von großem Druck und Stress belastet zu sein.²⁵ Laut der Studie führt das zu mehr Disengagement (Teilnahmslosigkeit), innerer Kündigung (mangelnde Arbeitsmotivation und Minimierung des Arbeitseinsatzes) und größeren Ausfällen. Gemäß dem DAK-»Psychoreport« haben Krankenschreibungen wegen psychischer Beschwerden ein neues Rekordniveau erreicht.²⁶ Demnach erkrankt jede vierte Person im Laufe des Lebens einmal psychisch. Das liegt auch an dem hohen Geräuschpegel, der besonders in der Käfighaltung namens Großraumbüro bei bis zu 70 Dezibel steht – vergleichbar mit einem Rasenmäher.²⁷ Das führt bei

rund 90 Prozent der Arbeitnehmer*innen zu körperlichen und psychischen Problemen. »Bluthochdruck, kognitiver Verschleiß und Rückenleiden sind die Staublung der modernen Arbeitswelt«,²⁸ fasst es der Arbeitsphilosoph Patrick Spät treffend zusammen.

Arbeit kann auch tödlich sein. Kennst Du den japanischen Begriff »karōshi«? Übersetzt bedeutet er »Tod durch Überarbeiten« und steht in Japan für Tod durch arbeitsbedingten Stress. Dabei handelt es sich um einen Herzinfarkt oder Schlaganfall. Wir müssen wohl schmerzlich eingestehen, dass Sich-zu-Tode-Arbeiten die einzige gesellschaftlich akzeptierte Form des Selbstmords ist. Nach Zahlen der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) sterben weltweit jährlich 2,3 Millionen Menschen bei der Arbeit, täglich werden fast eine Million Arbeiter*innen verletzt.²⁹ Aufgrund dieser Ergebnisse reagieren die Unternehmen inzwischen. Beispielsweise gibt es beim Autohersteller Daimler für die Mitarbeiter*innen ein Recht auf Unerreichbarkeit. Warum? Natürlich, weil es die Produktivität steigert.

Wie gut, dass es das Konzept der Work-Life-Balance gibt, das uns einen Ausweg zur Regeneration bereithält. Dieser Ausweg ist allerdings trügerisch: Die dahinterstehende Logik ist, dass Du Dich in Deiner Freizeit nur fit genug halten musst, um Dich diesen unzumutbaren Arbeitsumständen weiter aussetzen zu können. Wie so oft wird dabei versucht, an Symptomen herumzufeilen, ohne die Ursachen wirklich zu verändern. So gehst Du nach dem harten Arbeitstag ins Fitnessstudio oder den Yogakurs, um am nächsten Tag genauso weiterzumachen. Ab und zu brauchen wir dann noch unser Spa-Wochenende, um uns runterzubringen, sowie einen möglichst perfekten (teuren) Urlaub, um unsere Kräfte wieder zu sammeln, die wir dann im Laufe des Jahres wieder an die Arbeit abgeben können. Anders geht es heutzutage nicht mehr. Allerdings erlebte Friedrich Nietzsche, und damit ausgerechnet jemand, der als Philosoph doch Zeit zum Nachdenken brauchte, das bereits vor rund anderthalb Jahrhunderten so:

»Die Arbeit bekommt immer mehr alles gute Gewissen auf ihre Seite: der Hang zur Freude nennt sich bereits >Bedürfnis der Erholung< und fängt an, sich vor sich selber zu schämen. >Man ist es seiner Gesundheit schuldig< – so redet man, wenn man auf

einer Landpartie ertappt wird. Ja es könnte bald so weit kommen, daß man einem Hange zur *vita contemplativa* (das heißt zum Spazierengehen mit Gedanken und Freunden) nicht ohne Selbstverachtung und schlechtes Gewissen nachgäbe.«³⁰

Wir sind als Individuum ununterbrochen mit unserer persönlichen Optimierung beschäftigt – immer im Auftrag der Arbeit. Wirklich sinnvolle Aktivitäten bleiben da auf der Strecke. Gesundheit als Ware anzusehen, die ich durch das verdiente Geld einkaufen kann, reproduziert den Teufelskreis weiter. In Form teuer bezahlter Vitaminpräparate, Detoxmittel, Fitnessstudiobesuche oder Erholungsurlaube versucht mensch, den großen Stress zu kompensieren. Doch das eigentliche Problem liegt auf der Hand: Weil Menschen zur Arbeit gehen, haben sie weniger Zeit, sich um ihre Gesundheit zu kümmern, und müssen dafür später teuer bezahlen – manchmal sogar mit ihrem Leben.

Die beste Work-Life-Balance ist die, die nicht stattfinden muss. Es ist das Paradox unserer Zeit: Einige arbeiten sich zum Burn-out oder schufteten sich zu Tode, während andere als arbeitslos stigmatisiert werden und nicht mehr Teil der Gesellschaft sein dürfen.

Von innen sieht das Hamsterrad aus wie eine Karriereleiter

(KONKURRENZ)

Ja, es gibt ihn noch – den Arbeiterkampf. Das Ziel ist allerdings ein anderes geworden: Inzwischen bekämpfen die Arbeiter*innen sich gegenseitig. Es ist längst nicht mehr der Blick nach oben mit der Frage, ob vielleicht die Manager*innen zu viel Kohle verdienen. Heute wird der (Konkurrenz-)Kampf horizontal ausgetragen. Der Gegner ist ganz einfach gefunden: die anderen Studierenden, Kolleg*innen, andere Arbeiter*innen, egal, ob in Asien oder der nächsten Kleinstadt. »Und wenn sich die Frage stellt, wer beim nächsten Schub betriebswirtschaftlicher Rationalisierung über die Klinge springen muß, werden auch die Nachbarabteilung und der unmittelbare Kollege zum Feind.«³¹

Zusätzlich müssen wir uns im dauerhaften Wettbewerb gegen andere Unternehmen durchsetzen, um damit nicht die eigene Existenz zu gefährden. Im Kampf um die letzten Arbeitsplätze auf dem freien Markt gleicht die Situation immer mehr einer Reise nach Jerusalem: Es gibt in jeder Runde weniger Stühle, auf die sich bequem zu setzen möglich wäre. Und aussortiert werden die Menschen, die in der großen Lebenslotterie eine Niete gezogen haben.

Das führt zu einer Gesellschaft in struktureller Gewalt. Wenn ich den Job bekommen habe, bedeutet das logischerweise, dass andere ihn nicht bekommen. Das Märchen vom Tellerwäscher zur Millionärin können wir noch so oft wiederholen, wahrer wird es davon nicht. Im Grunde ist es wie beim Lottospielen: Jede*r könnte Millionär*in werden, aber eben leider nicht alle. Metaphorisch kann mensch dabei von einer Paternoster-Gesellschaft sprechen: Wenn ich gesellschaftlich erfolgreich bin und aufsteige, dann gibt es notwendigerweise eine andere Person, die nach unten fahren muss. Anders geht es nicht. Bertolt Brecht konnte das wunderbarerweise in einem Vierzeiler auf den Punkt bringen:

*Reicher Mann und armer Mann
Standen da und sah'n sich an.
Und der Arme sagte bleich:
»Wär ich nicht arm, wärst du nicht reich.«³²*

Der Unterschied zwischen unserer Arbeitsgesellschaft und einem Paternoster ist allerdings, dass pro Aufstieg nicht ein Abstieg erfolgt, sondern sehr, sehr viele Kabinen nach unten fahren. Und jene, die nach oben fahren, fahren dafür sehr, sehr hoch ...

Du hast nichts geleistet und nichts verdient

(LEISTUNG)

Leistung ist ein verinnerlichtes Konstrukt, weil wir stark dahingehend sozialisiert wurden. Wenn wir etwas nehmen, glauben wir, etwas Gleichwertiges geben zu müssen. Umgekehrt erwarten wir für jedes Geben etwas Gleichwertiges zurück. Dahinter steckt die Geldlogik, welche jeder Sache einen Tauschwert beimisst. Die Ökonomisierung unserer sozialen Interaktionen ist am Höhepunkt angelangt: Eine Gesellschaft fern des Prinzips von Leistung und Gegenleistung scheint kaum vorstellbar. Wer kennt das nicht: Wir bringen den Müll raus, und in der nächsten Woche erwarten wir, dass die andere Person es tut – und übersehen, dass diese doch gestern den Geschirrspüler ausgeräumt hat. Und es wahrscheinlich heute von uns erwartet. Wir führen unsichtbare Beziehungskonten, in denen wir unsere Tätigkeiten mit denen der anderen aufwiegen. Und erst wenn wir ein Äquivalent erkennen können, wenn es ausgeglichen ist, sind wir zufrieden.

Selbst an Festen wie Weihnachten merken wir, dass Menschen nicht mehr wirklich schenken und teilen. Theodor W. Adorno kritisierte bereits 1951 die gesellschaftliche Entwicklung des Schenkens:

» [...] Schenken ist auf eine soziale Funktion heruntergekommen, die man mit widerwilliger Vernunft, unter sorgfältiger Innehaltung des ausgesetzten Budgets, skeptischer Abschätzung des anderen und mit möglichst geringer Anstrengung ausführt.«³³

Die Arbeit verfestigt die Tauschlogik: Wir denken, dass wir etwas verdient hätten, weil wir etwas dafür geleistet haben. Wenn ich zehn Euro die Stunde bekomme, habe ich mir das T-Shirt für zehn Euro als Belohnung verdient, schließlich habe ich dafür hart gearbeitet. Zynisch wird dieser Satz, wenn wir uns ins Bewusstsein rufen, was die BWL-Professorin Evi Hartmann in ihrem Buch »Wie viele Sklaven halten Sie?³⁴« schreibt: Sie spricht dort von unserem Slavery Footprint und errechnet,

dass wir durch unseren Konsum durchschnittlich indirekt 60 Sklav*innen halten; nicht hier lokal, sondern weit von uns weg. Und genau da will ich einen radikalen Gedanken einbringen: Wir haben rein gar nichts verdient! Alles ist ein Geschenk! Warum? Weil es in diesem System allein schon ein riesiges Glück war, dass wir rein zufällig beispielsweise in Deutschland in eine Umgebung hineingeboren wurden, die uns die Möglichkeit gab, strukturell bevorzugt zu sein. Damit einher ging dann der potenzielle Zugang zu Bildung und vielen anderen Privilegien, womit wir uns erst gegen andere durchsetzen konnten.

Erinnern wir uns an die acht Männer, die 2017 genauso viel verdient haben wie die ärmere Hälfte der gesamten Weltbevölkerung. Wir könnten argumentieren: »Diese acht Männer leisten schlicht genauso viel wie die gut 3,5 Milliarden Menschen auf der anderen Seite.« Dass das nicht die Wahrheit sein kann, liegt auf der Hand. Diese acht Männer leben mithilfe struktureller Ungerechtigkeiten auf Kosten anderer und können auch erst durch ihre Privilegien in unserer kapitalistischen Gesellschaft diese Möglichkeit bekommen.

Wenn wir also konsequent von »Verdienst« sprechen, müssten wir auch höchst spirituell und damit eigentlich zutiefst zynisch davon ausgehen, dass wir auch verdient haben, in eine Situation geboren zu sein, die uns diesen Weg erst ermöglicht. Wir hätten auch zufällig 7.500 Kilometer östlich oder südlich und damit höchstwahrscheinlich in den Ländern des globalen Südens geboren werden können. Dort hätten wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so gute Voraussetzungen gehabt, weil wir nicht von den postkolonialen Strukturen profitiert hätten, sondern in den meisten Fällen darunter gelitten hätten und ausgebeutet worden wären. Wir hätten auch die Näherin in Bangladesch oder das Kind aus der Elfenbeinküste sein können, die für uns das T-Shirt, den Kakao oder andere Konsumgüter unter miserablen ausbeuterischen Bedingungen herstellen. Der Soziologe Jean Ziegler bringt das auf den Punkt, indem er klar sagt: »Das einzige, was uns von den Opfern dieser Welt trennt, ist der Zufall der Geburt.«³⁵

Der Philosoph Gerald Allan Cohen bringt in einem Gedankenexperiment eine hochspannende Perspektive auf Freiheit und Kapitalismus ein: Stell Dir eine Welt vor, in der rein zufällig Gutscheine verteilt werden. Auf diesen stehen Rechte geschrieben, wie beispielsweise das

Recht auf Nahrung, das Recht auf ein Dach über dem Kopf, das Recht, von A nach B zu kommen, und vieles mehr.³⁶ Wenn Du etwas tust, wofür Du keinen Gutschein bekommen hast, ist das illegal, und Du kommst vor Gericht. Was ist Geld anderes als diese Gutscheine? Der Journalist Raj Patel schreibt: »Ohne Geld steht Ihnen in einer Marktgesellschaft keine einzige Tür offen; es steht Ihnen nur frei, wenig zu besitzen und jung zu sterben. Kurz: Im Kapitalismus ist Geld gleichbedeutend mit dem Recht auf Rechte.«³⁷ Damit machen das Gesetz und die Gerechtigkeit vor Gericht einen klaren Unterschied zwischen Arm und Reich. Denn der Reiche wird sicherlich nicht auf die Idee kommen, unter einer Brücke zu schlafen, wo es eigentlich nicht erlaubt ist.



Zum Nachdenken

Ein Gedankenexperiment des Philosophen John Rawls³⁸ lädt zur Selbstreflexion ein: Stell Dir vor, Du kannst mit anderen Menschen gemeinsam festlegen, wie eine gerechte Gesellschaft aussieht. Welche Güter werden wie geteilt? Wie wird sich organisiert? Wer hat welche Rechte? Damit die Antworten nicht parteiisch sind und kein Mensch sich selbst bevorzugen und damit andere benachteiligen kann, wird jedem ein Schleier des Nichtwissens umgebunden. Hinter diesem Schleier weißt Du nicht, in welcher Situation Du Dich in der Gesellschaft befindest. Du weißt nicht, ob Du Frau oder Mann, jung oder alt, wohlhabend oder mittellos bist, ob Du auf dem Land oder in der Stadt lebst, aus Deutschland oder Bangladesch kommst. Du machst mit anderen die Spielregeln, ohne zu wissen, auf welchem Feld Du spielen wirst. Probier's mal aus und überlege Dir, ob Menschen aus dem globalen Norden sich tatsächlich jederzeit auf Kosten von Näher*innen in Bangladesch ein Zehn-Euro-T-Shirt verdient haben.

Als 2015 viele Geflüchtete in München am Hauptbahnhof ankamen, organisierten Aktivist*innen dort sogenannte SoKüs – Solidarische Küchen, in denen Menschen direkt anfangen, warme Mahlzeiten zu zaubern, um wenigstens eine Grundversorgung an Essen zu gewährleisten. Neben ganz viel bestärkenden Worten höre ich noch heute in meinen

Ohren – wie so oft während solcher solidarischer Aktionen – die Worte von vorbeigehenden Menschen, denen nichts Besseres einfiel, als zu meckern, dass wir doch lieber arbeiten gehen sollten. Hilfsbereite und aktive Menschen, die sich direkt engagieren, werden als leistungsverweigernde Hippies verunglimpft, während Manager*innen von Rüstungskonzernen unter anderem dafür verantwortlich sind, dass sich Geflüchtete erst auf den lebensgefährlichen Weg begeben müssen. Da Manager*innen gleichzeitig jedoch auch Arbeitsplätze schaffen und brav ihre Steuern zahlen, gelten diese als gute und erfolgreiche Bürger*innen. In der deutschen Rüstungsindustrie existieren 135.700 direkte Beschäftigungsverhältnisse. Deutschland liegt auf Platz drei beim Rüstungsexport. Das bringt natürlich Arbeitsplätze nach Deutschland – und Waffen in die Welt. Ganz besonders in die Türkei als größte Abnehmerin, welche dann mit deutschen Waffen die Grenzen für Geflüchtete dicht macht. Was für eine ekelhafte Glanzleistung.

Leistung und Erfolg hängen unmittelbar zusammen. Bei Interviews werde ich immer wieder gefragt: Würdest Du sagen, dass Du erfolgreich bist? Da in unserer Gesellschaft vor allem das Vermehren des Geldes durch Arbeit als erfolgreich gewertet wird und ich dieser Logik nicht folge, ist die Frage, ob ich mich nun auch als erfolgreich bezeichnen würde, klar mit Nein zu beantworten. Für mich ist diese Kategorie tatsächlich unbegreiflich. Im Film »Fetisch Karl Marx« wird in der Anfangsszene der französische Präsident Emanuel Macron gefragt: »Sie sind ein Präsident der Reichen, nicht wahr?« Seine Antwort: »Es gibt Frauen und Männer, die durch Talent erfolgreich werden. Wir sollten jeden von ihnen feiern.«³⁹

Unsere Gesellschaft ist beherrscht durch das Narrativ, dass reich zu sein ein Nachweis für Kompetenz ist. Auf der anderen Seite wird Armut per se als Inkompetenz verstanden. Dass das Verhältnis zwischen Arm und Reich allerdings eher dem Zufall geschuldet ist, zeigten Wissenschaftler aus Italien. Zwei Physiker und ein Ökonom belegten mithilfe eines Simulationsmodells unter dem Titel »Talent vs. Luck«, dass nicht Kompetenz, sondern vor allem Glück der entscheidende Faktor für Erfolg ist. Die Wissenschaftler beobachteten dabei einen eklatanten Widerspruch: Während Intelligenz und Talent in der Gesellschaft normal verteilt sind, ist Reichtum nach dem Paretoprinzip ver-

teilt, was bedeutet, dass es viele Arme, aber nur wenige Reiche gibt. Das dieser Differenz zugrunde liegende Prinzip nennen die Wissenschaftler Zufall.⁴⁰

Arbeit macht unverantwortlich und unmenschlich

(GEHORSAM)

Es ist Karfreitag, als ich eine Fahrscheinkontrolle beobachte. Das Kontrollpersonal wird ruppig, als sie meinen, zwei Personen beim »Schwarzfahren« erwischt zu haben. Zu fünf stehen die Uniformierten bedrohlich um die zwei Personen herum und fordern den Ausweis, weil ansonsten sofort die Polizei gerufen werden müsse. Die Aggression in der Luft löst Stress aus – auf beiden Seiten. Als ich mich dem Ort des Geschehens nähere, um die zwei Kontrollierten zu fragen, ob alles okay sei, und vor allem den anderen damit signalisieren möchte, dass ich mich mit den Beschuldigten solidarisiere, werde ich mit den Worten »Das geht Sie nichts an« weggedrängt. Als etwas später geklärt ist, dass die beiden doch Tickets hatten, frage ich die DB-Beamt*innen, warum sie so mit den Personen umgegangen seien. Daraufhin die Antwort: »Wir machen nur unsere Arbeit.« Das tut mir leid, und ich frage sie nach dem Wie, woraufhin sie mich ironisch fragten: »Sind Sie unser Chef? Wir machen nur unsere Arbeit, und Sie machen Ihre Arbeit – ganz einfach.«

Es ist erschreckend, wie durch die Abhängigkeit von Arbeit, gepaart mit der Macht einer Uniform, sowie den vorseilenden Gehorsam und die dabei verloren gegangene Empathie solche Situationen entstehen. Mir ist bewusst, dass sich Fahrscheinkontrollleur*innen und viele weitere Arbeitnehmer*innen in einem schier unüberwindbaren Sachzwang befinden. Aber die Aussage »Wir machen nur unsere Arbeit« oder »Ich habe nur die Befehle ausgeführt« ist eine zutiefst unheimliche – und leider überhaupt nicht selten. Auf die Spitze getrieben kam diese Ausrede während der Nürnberger Prozesse gegen die Hauptkriegsverbrecher aus dem Zweiten Weltkrieg auf. Diese Worte sind der Anfang von Unmenschlichkeit. Und wenn wir uns an das Milgram-

Experiment⁴¹ erinnern, bei dem ganz normale Leute in neutralen Labor-situationen anderen Menschen Stromschläge versetzten, nur weil eine Autoritätsperson sie damit beauftragt hatte, ist die grausame Gehorsamkeitsbereitschaft nicht nur in Ausnahmesituationen zu beobachten.

Sobald ich arbeite, verschmelze ich mit einer Funktion und bin nur noch der Arbeitgeberin verpflichtet; mein eigenes Gewissen lasse ich am Kleiderbügel hängen. Damit ist Gleichgültigkeit verbunden: Hauptsache, ich schaffe es, mein Leben zu finanzieren. Der Stempel »Ich arbeite ...« entbindet mich nicht von jeglicher Verantwortung. »Ich arbeite« schafft einen Freiraum, der beinahe alles gesellschaftlich akzeptabel macht – und sei es, Waffen zu produzieren oder Atomkraftwerke zu konstruieren.

Doch endet die eigene Verantwortung wirklich da, wo die Arbeit beginnt? Entkoppelt das Erhalten eines Gehalts etwa vom moralischen Gehalt der Taten? Im Grundgesetz steht klar, dass es auch in der Arbeit eine Pflicht zum Ungehorsam gibt, wenn beispielsweise Menschenrechte verletzt werden.

Die Situation am Arbeitsplatz und der Ruf nach immer mehr Arbeit gleicht dem Stockholm-Syndrom, wie Patrick Spät trefflich verglich: Die Kidnapper sind heute unsere Chefs, mit denen wir kuscheln, um nicht wegrationalisiert zu werden. Wir haben nichts Besseres zu tun, als ihnen zu gehorchen, die Arbeit als solche stellen wir dabei nicht infrage. So geschieht es, dass laut einer »Engagement«-Gallup-Umfrage 15 Prozent der befragten Mitarbeiter*innen innerlich bereits gekündigt haben und 85 Prozent aller Deutschen nur Dienst nach Vorschrift machen.⁴² In einem Interview resümiert der Autor Volker Kitz aus seinem Buch »Arbeit wurde nicht erfunden, um uns glücklich zu machen«, dass Dienst nach Vorschrift keinen guten Ruf habe, und fragt daraufhin: »Aber was sollen die Menschen denn machen? Dienst gegen Vorschrift?«⁴³ Ich frage mich: Ja, warum eigentlich nicht? Warum handeln Polizist*innen, die Geflüchtete in den Tod schicken sollen, nicht gegen Vorschrift? Warum handeln Soldat*innen, die Menschen töten sollen, nicht gegen Vorschrift? Wenn mehr Menschen gegen die Vorschriften verstoßen würden, wäre vielen geholfen.

Wir können unser Leben auf verschiedene Weise finanzieren und durch unseren Beruf etwas verdienen – so die allgemeine Erzählung:

als Soldat*in, Ingenieur*in, Polizist*in, Jurist*in, Waffenproduzent*in, Bäcker*in oder auch AfD-Politiker*in. Nur wenig wird als moralisch verwerflich angesehen. Im Gegenzug zur Soldat*in sind Ingenieur*innen vermutlich angesehener, weil dieser Beruf Fortschritt schafft und nicht als mörderisch verstanden wird. Bei der Soldat*in können wir den tödlichen Zusammenhang direkt sehen. Bei einer Ingenieurin ist das nicht ganz so sichtbar. Wenn sie nicht gerade Waffen konstruiert, die Menschen ermöglichen, andere zu töten, würden wir im Gros vermutlich moralisch damit in kein Dilemma kommen. Allerdings ist die Frage zu stellen: Woher kommen beispielsweise die Rohstoffe, die zur Konstruktion von Handys, Laptops oder Autos gebraucht werden? Die Seltsame Erde Coltan etwa, die essenziell beim Bau von Handys ist, kommt überwiegend aus dem Kongo, wo unter anderem Kinder in den Minen danach suchen müssen und dabei auch sterben. Mit dem Bau von Handys bringen wir also »nur« indirekt Menschen um.

Bertolt Brecht schrieb einst: »Es gibt viele Arten zu töten. Man kann einem ein Messer in den Bauch stechen, einem das Brot entziehen, einen von einer Krankheit nicht heilen, einen in eine schlechte Wohnung stecken, einen durch Arbeit zu Tode schinden, einen zum Suizid treiben, einen in den Krieg führen usw. Nur wenig davon ist in unserem Staat verboten.«⁴⁴ Daran angelehnt, könnten wir heute sagen: Es gibt viele Arten, durch Arbeit zu töten. Müssten Menschen nicht um ihren Job fürchten, sondern könnten nach eigenem Gewissen tätig werden, und wären Produktionsverhältnisse nicht auf der Not anderer Menschen aufgebaut, sondern demokratisch gestaltet, könnten alle gut leben. Das Problem unserer heutigen Zeit ist nicht der zivile Ungehorsam, sondern der vorseilende Gehorsam.

Die Kontrolleurin in unseren Köpfen

(KONTROLLE)

In der Zeit, in der ich dieses Buch schrieb, wurde ich von einem großen Konzern eingeladen. Dort angekommen, bekam ich eine Führung durch ein sehr buntes, hell und offen gestaltetes Großraumbüro. Es gibt einen Tischkicker, ein Wohnzimmer, eine Tischtennisplatte, große Schreibtischlandschaften und viele andere Annehmlichkeiten, die es insgesamt eher wie ein Freizeitzentrum als einen Arbeitsplatz wirken ließen. Auch ich könnte mir vorstellen, hier am Schreibtisch zu sitzen. Der Pressesprecher eines anderen Großkonzerns, Konstantin Bark, meint: »Das Büro wird immer mehr zu einem Ort, Menschen zu treffen und mit ihnen zu kommunizieren. Die Arbeitsumgebung soll inspirierend wirken, den Teamgeist stärken und vor allem Spaß am Arbeiten vermitteln.«⁴⁵ Das ist hier definitiv gelungen. Der Ort des Arbeitens scheint sich in eine gemütliche Wohlfühloase verwandelt zu haben.

Bei genauerem Hinsehen ist jedoch nicht alles Gold, was glänzt. In einem Großraumbüro ist vor allem die soziale Kontrolle nicht zu unterschätzen. Der Stresslevel von Mitarbeiter*innen erhöht sich nachweisbar, wenn keine Privatsphäre mehr vorhanden ist. Es ist die Perfektion des Panoptikums, wie es sich der Philosoph und Sozialreformer Jeremy Bentham im 18. Jahrhundert eigentlich als Baukonzept zur Überwachung in einem Gefängnis vorstellte: Die Aufsichtspersonen sehen alles und jeden, und vor allem überwachen sich die Insass*innen gegenseitig. Da jede*r den Bildschirm des anderen sehen kann, darf es auf den Bildschirmen nichts als Arbeit geben. Und dennoch feiern wir mit diesem bunten, offenen Großraumbüro die Freiheit und die Chance, uns kreativ auszuleben. Aber unser Wert bemisst sich dabei ausschließlich am Umsatz des Unternehmens. Wir merken nicht, dass »derjenige, welcher der Sichtbarkeit unterworfen ist und dies weiß, die Zwangsmittel der Macht [übernimmt] und sie gegen sich selber aus[spielt]; er internalisiert das Machtverhältnis, in welchem er gleichzeitig beide Rollen spielt; er wird zum Prinzip seiner eigenen Unterwerfung«, wie Michel

Foucault feststellte.⁴⁶ Wo jede zur Sklavin geworden ist, ist jede gleichzeitig auch Herrin – als eigene verinnerlichte Aufseherin.

Der Anthropologe und Aktivist David Graeber weist dabei in seinem Buch »Frei von Herrschaft« auf etwas Spannendes hin: »Schließlich verschwenden die meisten Menschen heute die meisten wachen Stunden damit, für Lohn zu arbeiten, und genau das macht sie elend. [...] Die ältesten historisch belegten Lohnarbeitsverträge, die wir haben, scheinen tatsächlich Mietsklaven zu betreffen.« Daraus wird geschlossen, dass die antike Sklaverei eigentlich nur eine ältere Form des Kapitalismus gewesen sei. Oder anders gesprochen die Schlussfolgerung: Der moderne Kapitalismus ist eigentlich nur eine jüngere Form der Sklaverei. Statt verkauft oder vermietet zu werden, vermieten wir uns selbst. Aber im Grunde ist es die gleiche Art Arrangement.«⁴⁷

Unglücklich sind die Sklav*innen, die alles in die Zukunft verlagern

(GLÜCK)

Ständig projizieren wir unser Glück und unsere Verantwortungsübernahme in die Zukunft. Wir glauben, dass wir erst nach dem Abitur, erst nach der Arbeit, erst nach der Erledigung dieser oder jener Aufgabe oder erst nach einem bestimmten Lebensabschnitt anfangen könnten, wirklich zu leben. Die Palliativpflegerin Bronnie Ware schrieb ein Buch mit dem Titel: »Die fünf Dinge, die Sterbende am meisten bereuen«⁴⁸. Zusammenfassen lassen sich diese Dinge in:

Ich wünschte...

... ich hätte den Mut gehabt, mein eigenes Leben zu leben.

... ich hätte nicht so viel gearbeitet.

... ich hätte mir erlaubt, glücklicher zu sein.

Der zweite Aspekt kam vor allem von Männern, wie Bronnie Ware in einem Interview klarstellt: »Fast alle haben zu viel gearbeitet und zu

wenig gelebt – weil sie Angst hatten, nicht genug Geld zu verdienen, oder ihrer Karriere wegen«, weil sie in der Tretmühle der Lohnarbeit gefangen waren.⁴⁹

Die Tierbefreiungs- und Umweltaktivistin Carol Grunewald dreht den Spieß um und bringt die Wichtigkeit der Arbeit für unser Glück auf den Punkt: »Wer würde auf dem Sterbebett sagen: »Wär ich damals nur länger im Büro geblieben!« Wohl keine*r! Wenn wir im Sterben liegen, ist es allerdings zu spät für diese Erkenntnisse.

Menschen in Deutschland sind nicht besonders glücklich am Arbeitsplatz, wenn mensch der Umfrage der Jobbörse Stepstone glauben kann. Deren Skala reichte von eins (»sehr unglücklich«) bis zehn (»sehr glücklich«). Durchschnittlich bewerteten die Menschen in Deutschland ihre Zufriedenheit am Arbeitsplatz mit weniger als fünf Punkten. Aber auch die anderen Europäer*innen waren insgesamt nicht viel froher: durchschnittlich 5,5 Punkte.⁵⁰ Laut einer Umfrage des Bundesarbeitsministeriums zeigte sich: Nur zwei von zehn Menschen fühlten sich dem persönlichen Idealbild von Arbeit nahe.⁵¹ Und ich muss der selbst ernannten Glücksministerin Gina Schöler recht geben, wenn sie in einem Artikel auf xing.com unter dem Titel »Frohes Schaffen: Wieso Arbeit und Glück zusammengehören«⁵² meint, dass hier präventiv agiert werden müsste. Allerdings ist ihr Ziel, mehr Wohlbefinden am Arbeitsplatz einzurichten. Mein Ziel: den Arbeitsplatz einfach abschaffen.

Am 1. Mai 1963 – dem Tag der Arbeit – verbreiteten verschiedene Radiosender die »Anekdote zur Senkung der Arbeitsmoral«⁵³ von Heinrich Böll in ganz Deutschland. Die Geschichte geht ungefähr so: Ein Tourist trifft auf einen in seinem Boot an einer Küste dösenden Fischer. Gefragt nach seinem heutigen Fang, erfährt der Tourist, dass der Fischer bereits fertig gefischt hat und mit seinem Fang zufrieden ist. Der Tourist kann nicht begreifen, wieso der Fischer nicht öfter ausfahren möchte – dann könnte er doch wachsen und bald ein erfolgreiches Fischfangimperium aufbauen. Wenn er dann am Höhepunkt seiner Karriere angekommen wäre, »könnten Sie beruhigt hier im Hafen sitzen, in der Sonne dösen – und auf das herrliche Meer blicken«. Daraufhin sagt der Fischer: »Aber das tu ich ja schon jetzt«, »ich sitze beruhigt am Hafen und döse.« Damals wie heute ist diese Frage höchst relevant: Leben wir, um zu arbeiten, oder arbeiten wir, um zu leben?

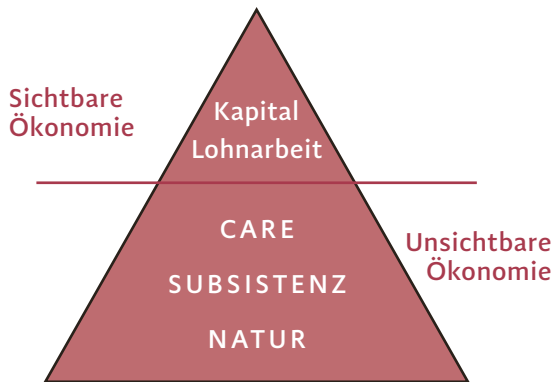
Dass mehr hart erarbeitetes Geld nicht zwangsläufiger glücklich macht, zeigt unter anderem auch das Easterlin-Paradox. Als Ökonom wies Richard Easterlin auf ein Phänomen hin, das mittlerweile auch die Glücksforschung kennt: Wenn unsere Grundbedürfnisse gedeckt sind, führt mehr Geld nicht zu mehr Glück, sondern das Glück bleibt konstant.⁵⁴

Arbeit macht das Wichtige unsichtbar

(CARE)

Ganz entscheidend ist die Frage: Worauf fußt unsere Arbeit eigentlich im Kapitalismus?

Das kapitalistisch-patriarchale Eisbergmodell, das vor allem von den feministischen Soziologinnen Maria Mies und Veronika Bennholdt-Thomsen in die Debatte eingebracht wurde, zeichnet ein erstaunliches Bild:



Das Eisbergmodell der kapitalistisch-patriarchalen Wirtschaft
(freie vereinfachte Darstellung nach In: Mies, Maria/Shiva, Vandana [1995]:
Ökofeminismus. Beiträge zur Praxis und Theorie. Zürich)

Über der Wasseroberfläche liegt die sichtbare Ökonomie – dieser Bereich macht den kleinsten Teil aus und umfasst Kapital und Lohnarbeit. Der im Wasser liegende und damit unsichtbare Teil der Ökonomie besteht vor allem aus Care-Tätigkeiten (alles rund um die Pflege und

Sorge), der Subsistenz (alles rund um die Tätigkeiten jenseits von Staat und Markt) und Natur. Es ist ganz deutlich, dass ohne diese abgespaltenen Räume, sowohl der sozialen in Form von immer noch »weiblich« besetzten Tätigkeitsformen als auch des ökologischen in Form der Natur, heute begriffen als »Ökosystemdienstleistung«, das ganze System nicht funktionieren könnte. Diese Räume sind die stumm gemachte Bedingung, damit überhaupt irgendwas läuft.

Die unsichtbar gemachten und überwiegend von Frauen und jungen Menschen ausgeübten Tätigkeiten ohne Bezahlung machen mehr als die Hälfte der weltweiten Arbeitszeit aus. Laut Zahlen des Statistischen Bundesamtes beträgt der zeitliche Anteil der »Haus- und Familienarbeit« (Reproduktionsarbeit) in Deutschland mindestens das 1,7-Fache der Erwerbsarbeit.⁵⁵ Hilfreich ist an diesem Modell, dass es zeigt, wovon unsere angeblich so effiziente und produktive Wirtschaft abhängig ist, um überhaupt funktionieren zu können.

Auch diese Argumentationsweise ist allerdings nicht ohne Problematik, worauf die feministische Arbeitskritikerin Kathie Weeks hinweist: Während sich ein Teil der feministischen Debatte immer darauf konzentriert hat zu fordern, dass Frauen in »richtige«, also bezahlte Arbeit im Arbeitsmarkt kommen, und entsprechend auch Bezahlung für Hausarbeit forderten, gab und gibt es eine zweite feministische Strategie, die unbezahlte »weibliche« Arbeit dadurch aufzuwerten versucht, dass sie auch als »Arbeit« bezeichnet wird und der Arbeitsbegriff entsprechend so sehr erweitert wird, dass er praktisch alles beinhaltet, was eine Person in ihrem Leben überhaupt tun kann. Das wird dann (wieder fürchterlich arbeitsverherrlichend) »Reproduktionsarbeit« genannt und mutet totalitär an: Einfach alles ist Arbeit, egal, ob ich meine Zähne putze, schlafe, ein Buch lese, meine kranke Oma pflege oder einen politischen Leserbrief schreibe. Tätigkeiten werden heute nicht mehr aufgrund ihres Eigenwerts wertgeschätzt, sondern immer nur über den Umweg der Arbeit. Letztlich ist diese zweite Strategie vor allem depolitisiert: Wenn alles Arbeit ist, wie können wir dann überhaupt Arbeit kritisieren oder die Arbeitsgesellschaft verändern?⁵⁶

Wenn wir genau hinsehen, sind es jene Tätigkeiten, die nichts kosten, die unser Leben erst ermöglichen. Das meiste davon wird getan, weil es notwendig ist oder weil mensch sich dafür entscheidet, genau dies tun

zu wollen – und nicht, weil es dafür Geld gibt. Die Emanzipation von Frauen und damit das Dekonstruieren des Patriarchats kann nicht über die Inwertsetzung ihrer Tätigkeiten funktionieren. Es geht nicht darum, dass die Arbeit von Frauen aufgewertet oder durch das Schließen des Gender-Pay-Gap gleich bewertet wird, sondern dass Arbeit als solche für alle Menschen entwertet wird.

Um diesen Punkt zu untermalen, möchte ich auf die Globale Betreuungskette hinweisen – auch »Global Care Chain« genannt. Karl Marx wies auf die doppelte Freiheit der Arbeiter*in hin: Sie ist erstens frei von Produktionsmitteln und zweitens frei, ihre Arbeitskraft zur Verfügung zu stellen. Ergänzt wurde diese Idee aus feministischer Perspektive um zwei essenzielle Punkte: Die Arbeiter*in muss eben auch frei von Care-Tätigkeit und frei von Care-Bedürftigkeit sein. Vollständiger sollten wir also eher von der vierfachen Freiheit sprechen. Frauen, die in Deutschland beispielsweise nach der Geburt eines Kindes relativ schnell wieder zu arbeiten beginnen, können das eigentlich nur tun, wenn (klassisch gesprochen) der Partner zu Hause bleibt und die »Reproduktionsarbeiten« übernimmt. Wenn das – wie in den meisten Fällen – nicht passiert, muss die Arbeit der Frau sich insofern lohnen, als dass ihr Gehalt deutlich höher ist als das derjenigen, die sie zum Betreuen von Haus und Kind einstellt. In den meisten Fällen bedeutet das, dass Migrant*innen diesen Job übernehmen. Da diese nun nicht mehr auf die eigenen Kinder aufpassen können, übernehmen diese Aufgaben wiederum andere Frauen, die noch weniger verlangen. Dabei entsteht eine staatenübergreifende Umverteilung von Betreuungsaufgaben. Wenn wir das Bild vereinfacht verwenden, passt auf das deutsche Kind die polnische Arbeitsmigrantin auf. Auf das polnische Kind wiederum passt eine Rumänin auf und so weiter und so fort. Da der Planet begrenzt ist, gibt es am Ende dieser Kette aber irgendwann keine weiteren Menschen mehr, die wir noch günstiger anstellen und damit verwerten können. Das führt selbstverständlich zu unübersehbaren Konflikten.

Blicken wir ehrlich auf die wichtigen Tätigkeitsbereiche unseres Lebens, so ist dort keine Anerkennung festzustellen. Vor allem findet dieses essenzielle Tun für die Gesellschaft in den Pflege- und Sorgertätigkeiten statt. Immer wieder aber, wenn ich beispielsweise mit Kin-

dergärtner*innen oder Pfleger*innen spreche, geht diese Anerkennung und, damit verbunden, oft auch die Selbstwertschätzung gegen null. Immer wieder muss ich Sätze hören wie: »Aber ich mache ja nichts Besonderes!« Dabei höre ich keine falsche Bescheidenheit heraus, sondern ein zutiefst verankertes gesellschaftliches Problem. Auf dieses Problem hinzuweisen, diese Ohnmacht zu überwinden und aktiv zu werden ist eine wichtige Aufgabe unserer Gesellschaft. Wir sollten unbedingt neue Prioritäten setzen. Wenn systematisch die Anerkennung ausbleibt, bleibt irgendwann auch die Motivation aus. Was bleibt, ist die extrinsische Motivation durch Geld oder eben, weil diese Berufe selten wirklich zufriedenstellend bezahlt werden, der gesellschaftliche Druck, halt arbeiten gehen zu müssen. Über kurz oder lang kann das aber nur dazu führen, dass wir immer mehr Menschen erzeugen, die zwangsweise seelisch oder körperlich krank werden müssen. Auf Dauer lässt sich so nicht leben. Wir müssen uns als Gesellschaft neu darüber unterhalten, was sinnvolle und wichtige Tätigkeit ist und was nicht und wie speziell Sorge vernünftig organisiert werden kann.

Es ist nicht der Montag, der nervt, sondern Deine Arbeit

(ZEIT)

Wir arbeiten, um uns Dinge zu kaufen. Durchschnittlich besitzen wir 10.000 dieser Dinge. Sie überfordern uns maßlos und kommen in Konflikt mit dem, von dem wir immer zu wenig haben: unserer Zeit! Wir alle haben nur 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, 365 Tage im Jahr.

Ich kann mich noch genau erinnern: Als ich in jungen Jahren anfang, Nachhilfe zu geben, war durch den ersten Stundenlohn sofort ein Vergleichsparameter für Dinge erschaffen. Auf einmal wurde alles in Nachhilfestunden umgerechnet. Die Süßigkeiten kosteten auf einmal nicht mehr bloß einen bestimmten Geldbetrag, sondern vor allem eine gewisse Zeitspanne, die ich brauchte, um das Geld durch meine Arbeit wieder zu verdienen. Jede Ware, die ich kaufte, wurde ab sofort in Zeit

umgerechnet. Bei einem Stundenlohn von zehn Euro entspricht zum Beispiel ein fünf Euro teures Produkt eine wertvolle halbe Stunde an Lebenszeit.

In unserem gesamten Leben verbringen wir in Deutschland durchschnittlich acht Jahre komplett (also: 24 Stunden lang an 2.920 Tagen) mit Lohnarbeit. Das sind in etwa zehn Prozent unseres gesamten Lebens – ohne einzurechnen, dass wir außerhalb der offiziellen Arbeit noch Fahrzeiten haben, an die Arbeit denken oder uns auf verschiedene Weise wieder darauf vorbereiten, um produktiv zu sein. Im Jahr 2017 betrug die durchschnittliche Jahresarbeitszeit von Vollzeitbeschäftigten gut 1.600 Stunden. Zwischen 37,5 und 40 Stunden in der Woche gilt normalerweise als Vollzeitstelle.

Unsere Devise muss ganz dringend sein: »Zeitwohlstand statt materieller Luxus«. Denn mit dem Geld, das ich durch Arbeit verdiene, kann ich mir zwar ein Haus kaufen, aber kein Zuhause; kann ich mir ein Buch kaufen, aber kein Wissen; kann ich mir ein Bett kaufen, aber keinen Schlaf; kann ich mir Medizin kaufen, aber keine Gesundheit. Und eine Uhr, aber eben keine Zeit.

Der Zeitkonflikt zwischen Lohnarbeit und Engagement bringt eine unglaubliche Tragweite mit sich. Wir betreiben Engagement additiv, wie ein zusätzliches Hobby, und sobald die Lohnarbeit zu stressig wird, kürzen wir das Engagement weg. Dadurch können keine resilienten und emanzipatorischen Strukturen geschaffen werden. In dem Buch »Work« vom crimethinc-Kollektiv heißt es dazu:

»In diesem Moment legt eine Angestellte in einem Lebensmittelladen genmanipulierte Produkte aus, statt ihren eigenen Garten zu pflegen. Ein Tellerwäscher schwitzt über einem dampfenden Waschbecken, während sich in seiner Küche zu Hause die ungewaschenen Teller stapeln. Ein Koch nimmt Aufträge von Fremden an, statt für die Nachbar*innen zu grillen. Ein Werbefachmann entwirft Werbesprüche für ein Waschmittel, anstatt sich Gutenachtgeschichten für seine Nichten auszudenken. Eine arme Frau kümmert sich um reiche Kinder in einem Kindergarten, statt Zeit mit ihren eigenen Kindern zu verbringen. Ein Kind wird dort abgeliefert, damit sich Fremde um es kümmern statt die, die es kennen und lieben. [...]

Ein Demonstrant, der einzigartige Perspektiven und Gründe zum Protestieren hat, trägt ein vorgefertigtes Schild mit dem Label einer bürokratischen Organisation.«

Arbeit stiehlt uns in den meisten Fällen Zeit und hält uns damit davon ab, das wirklich Wichtige zu tun. Hast Du Dich schon mal gefragt, wann Du das durch Arbeit gewonnene Geld aus gibst? Vermutlich tust Du das, wenn es schnell gehen muss. Wenn wir nicht mehr die Zeit haben, etwas gemeinsam mit anderen zu organisieren oder selbst zu machen. Mit Geld können wir uns innerhalb von 24 Stunden quasi alles organisieren und müssen dabei kaum einem Menschen begegnen. Für dieses Geld muss ich zwar dann arbeiten gehen und auch Zeit aufwenden, aber das wird gedanklich nicht so verrechnet. Ähnlich beim Thema Mobilität: Wir sitzen stundenlang im Stau, müssen zur Refinanzierung des Autos stundenlang arbeiten und erkennen nicht, dass uns die Sehnsucht nach Freiheit – hier in der Form des Autos, mit dem ich, hätte ich nicht so viel Arbeit, um mein Auto abzubezahlen, überall hinfahren könnte – eigentlich versklavt. Ivan Illich spricht in diesem Zusammenhang von »Schattenarbeit«, und Marianne Gronemeyer erweitert diesen Begriff:

»Denn Schattenarbeit leisten wir nicht nur, um unzureichende Waren aufzubessern, sondern auch, um unsere eigene Verwendungsfähigkeit und Ausbeutbarkeit im Arbeitsprozess zu gewährleisten. [...] Wir glauben zu konsumieren: Wir kaufen ein Auto, um zur Arbeit pendeln zu können, einen Computer, um gut vernetzt und ansprechbar zu sein, ein Handy, um unentwegt erreichbar zu sein, eine Urlaubsreise, um gut erholt zu sein. Wir besuchen Fortbildungsveranstaltungen, um up to date zu bleiben, gehen zur Berufsberatung, um vermittelbar zu sein, zum Arzt, um Fehlzeiten zu vermeiden, kleiden uns korrekt, um ein gutes Aushängeschild für die Firma zu sein. Und während wir uns freuen, dass wir uns das alles leisten können, verkennen wir, dass wir das alles leisten müssen und dass wir gar nicht konsumieren, sondern Arbeit abliefern, für die wir auch noch bezahlen müssen.«⁵⁷

Der Arbeitsphilosoph Patrick Spät macht dabei eine spannende Ambivalenz zwischen unserem Arbeitswillen und unserem Drang zur Faulheit auf:

»Diese Situation ist umso schizophrener, als dass wir jede Möglichkeit nutzen, der Mühsal und Arbeit zu entrinnen: Wer benutzt freiwillig ein Waschbrett, wenn er eine Waschmaschine hat? Wer schreibt einen Text handschriftlich ab, wenn er stattdessen einen Kopierer benutzen kann? Und wer rechnet die elendigen Zahlenkolonnen seiner Steuererklärung im Kopf aus, wenn er einen Taschenrechner besitzt? Wir sind stinkfaul und glorifizieren die Arbeit.«⁵⁸

Nie wieder und überhaupt gar nichts mehr zu tun ist dabei aber nicht das Gegenteil von zerstörerischer Arbeit. Natürlich ist Nichtstun durchaus sinnvoller, als etwas Destruktives zu tun. Hilfreicher wäre es jedoch, etwas zu tun, das gerade wirklich wichtig ist, um Veränderung zu schaffen. Aber häufig nutzen wir unsere Lebenszeit lieber halbherzig, um irgendwelchen Proforma-Aktivitäten gerade so zufriedenstellend nachzugehen, dass wir nicht gefeuert werden.

Die Frage, die es sich zu stellen lohnt, ist: Warum unterscheiden wir überhaupt zwischen Arbeitszeit und Freizeit? Ist nicht all unsere Zeit frei, weshalb wir sie auch möglichst sinnvoll einsetzen sollten? Es ist ganz klar, dass der wichtigste Wert heutzutage die Zeit ist. Sie ist der größte Luxus, der immer eingeschränkter wird. Wir verkaufen die Zeit gegen Geld. Ständig sind wir unter Zeitdruck, denn die Zeit wird uns »gestohlen«. Uhren und Handys halten uns funktionsfähig und planbar. Es gilt, unsere Zeit zurückzufordern! Brauchen wir mehr Zeit oder mehr Zeug?

Hätten wir mehr Zeit, könnten wir wieder andere Beziehungen zulassen. Aus meiner Perspektive können wir unsere Beziehungen grob in zwei Formen unterteilen:

-
1. die funktionalen sowie rationalen Scheinbeziehungen
 2. die leistungsfreien sowie emotionalen Resonanzbeziehungen
-

Während die Ersteren sich im Arbeitsalltag und allen anderen entfremdeten Tätigkeiten häufen, erfahren wir Zweitere im privaten Bereich. Wenn wir uns füreinander Zeit nehmen, im Sinne Momos zuhören, miteinander reden und dabei ergebnisoffen sind.⁵⁹ Dabei kann – mit dem Soziologen Hartmut Rosa gesprochen – Resonanz entstehen, weil diese Beziehungen nicht zweckgerichtet sind und damit ganz andere Begegnungen ermöglichen. Erst dann entsteht auch wirkliche Veränderung.

Es ist wichtig, die Beziehungslosigkeit und damit die Entfremdung in unserem Leben zu überwinden. Nach Marx sind wir fünffach entfremdet: von der Arbeit, von dem Produkt, von den anderen Menschen, von der Natur und von uns selber. Nach Hartmut Rosa gibt es fünf Momente von Resonanz: »Etwas berührt mich, ich antworte darauf, ich erfahre mich als selbstwirksam, ich kann dem entgegengehen und dieses Ding zum Sprechen bringen, dabei verändere ich mich, und zugleich transformiert sich das, was mir da begegnet.«⁶⁰ Das Problem ist, dass wir uns heute nicht begegnen. Nicht wirklich. Denn wenn wir uns begegnen und der Höflichkeit wegen fragen, wie es der anderen Person geht, erwarten wir in den meisten Fällen, ein flüchtiges »Mir geht's gut« oder »Muss ja« zu hören. Anders ginge es auch nicht. Wenn ich zur Arbeit gehe und frage, wie es der anderen Person geht, und daraufhin erst mal eine halbe Stunde mit dem Gegenüber verbringen müsste, weil sie eine Person zum Zuhören braucht, wäre der Arbeitsalltag gelaufen. Eine spannende Boykottaktion, wenngleich es vermutlich bei wiederholtem Male zur Kündigung führt, weil dieses Verhalten zwar empathisch, aber unproduktiv ist.

Für solche Beziehungen brauchen wir wieder Zeit, und da sind wir im nächsten Konflikt: Wir können uns gar keine richtigen Begegnungen mehr erlauben, weil uns die grauen zeitstehlenden Herren aus Michael Endes »Momo« im Nacken sitzen.

»Bald haben wir wieder viel Zeit.«

Aber sollten wir nicht eigentlich schon längst mehr Zeit haben, weil unsere Arbeit mehr und mehr von Maschinen übernommen wird? John Maynard Keynes, der einflussreiche Ökonom des 20. Jahrhunderts, sagte 1930 voraus, das gegen Ende des 20. Jahrhunderts in Ländern wie

England oder den USA nur noch eine 15-Stunden-Woche notwendig sein würde. Diese starke Reduzierung der Arbeitszeit sollte aufgrund des Technikfortschritts ermöglicht werden. Seine technische Analyse war richtig, die wirtschaftliche allerdings nicht, weil wir – wie David Graeber schreibt – einfach neue Jobs erfunden haben, die eigentlich völlig sinnlos sind. Auch der schwedische Soziologe Roland Paulsen untersucht in seinem Buch »Arbeitsgesellschaft – wie Arbeit die Technologie überlebte«⁶¹ dieses scheinbar widersprüchliche Phänomen: Obwohl wir aufgrund der Entwicklung der Arbeitsproduktivität immer weniger arbeiten müssten, wurde die Arbeitszeit seit Jahrzehnten nicht mehr nennenswert reduziert, und die Forderung nach weniger Arbeit ist völlig aus der Debatte verschwunden.

In den letzten Jahren jedoch hat das Narrativ, wir hätten bald ohnehin viel weniger Arbeit, durch die zunehmende Digitalisierung ein Revival erlebt. Durch mehr oder weniger haltbare Statistiken über die Veränderung des Arbeitsmarktes wird immer wieder gepredigt, dass intelligente Maschinen menschliche Arbeit bald weitestgehend überflüssig machen. Nach dem Philosophen Richard David Precht werden wir perspektivisch in eine Gesellschaft kommen, in der wahrscheinlich die Hälfte der Menschheit nicht mehr arbeitet beziehungsweise keiner geregelten Lohnarbeit mehr nachgeht. Vermutlich stützt er sich bei solchen Prognosen unter anderem auf einen im Jahr 2013 von den Wissenschaftlern Carl Frey und Michael Osborne aus Oxford veröffentlichten Artikel. Sie kommen darin zu dem Ergebnis, dass innerhalb von 20 Jahren alleine in den USA knapp 50 Prozent der Jobs durch Roboter und Computer ersetzt werden könnten. In Deutschland sollen 42 Prozent der Jobs wegfallen.⁶² Wenn wir der Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung Glauben schenken wollen, fallen nur 12 Prozent der Jobs in Deutschland und 9 Prozent in den USA weg.⁶³

Was hätte das für Konsequenzen? Alleine, wenn wir auf den Bereich Landwirtschaft schauen, ist der logische Effekt, dass immer mehr industrielle Landwirtschaft in Form von gentechnisch veränderten, vergifteten und von riesigen Maschinen erzeugten Monokulturen entstehen wird. Ist das zukunftsfähig?

Etwas Glückliches hätte dieses Szenario: Es würde sich dabei nicht nur um eine Reduzierung von Arbeit im Niedriglohnsektor handeln,

Zum Nachdenken

*Auf der Website des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) kannst Du einen Blick in Deine berufliche Zukunft wagen. »Job-Futuromat« nennt sich diese Wahrsagerkugel, in der Du Deinen Beruf auswählst und damit eine Prozentzahl erhältst. Wenn die Zahl hoch ist, werden mit »größter Wahrscheinlichkeit« bald Roboter Deine Arbeit stark dominieren oder übernehmen. Demzufolge sind Landwirt*innen zu 50 Prozent ersetzbar, Industriekaufleute zu 56 Prozent, Bäcker*innen zu 70 Prozent, Elektrotechniker*innen sogar schon zu 78 Prozent.⁶⁴*

sondern auch von Arbeit im Bereich der sogenannten mittleren und höheren Dienstleistungen. Die Software Watson von IBM vernichtet heute schon Arbeitsplätze rund um das Rechtswesen, die Versicherungsbranche und allgemeine Sachbearbeitung, weil die künstliche Intelligenz viele Daten besser bearbeiten kann als Menschen. Zudem ermöglicht uns das Internet, viele Aufgaben selbst zu übernehmen und dadurch die zugehörigen Jobs überflüssig zu machen. Das, wofür wir früher eine Bankangestellte brauchten, können wir heute im Handumdrehen via Onlinebanking selbst übernehmen. Diese Tendenz könnte dazu beitragen, dass sich wirklich etwas in unserer Gesellschaft ändert – weil dieser Wandel nicht nur die prekär Beschäftigten und Ausgeschlossenen betrifft, sondern weite Teile der Bevölkerung.

Insgesamt sind aber alle Prognosen über den Einfluss der Digitalisierung auf den Arbeitsmarkt nichts weiter als der Versuch, mit einer Glaskugel die Zukunft vorauszusagen. So oder so wird sich einiges verändern, aber insgesamt lohnt sich ein kritischer Blick auf die aktuelle Erzählung. Was ist dran an der Geschichte, dass uns nun plötzlich wieder mal die Arbeit ausgehen soll, diesmal wegen intelligenter Roboter? Bei genauem Hinschauen eher wenig, denn es ist eben kein Naturgesetz, dass mehr Technikeinsatz zu weniger Erwerbsarbeit führt. Die Geschichte lehrt uns eines Besseren. Aktuell leben wir in einer Arbeitsgesellschaft, und diese kann nicht ohne Arbeit funktionieren. Dass und wie viel wir arbeiten, hängt von ganz anderen Faktoren ab als der Technik allein.

Das eigentliche Problem mit dem Versprechen der sinkenden Arbeitszeit durch Digitalisierung ist aber ein anderes: So befreiend die Digitalisierung im ersten Moment erscheint, ist sie aber keineswegs ein Nullsummenspiel. Und die Kosten tragen wie immer die Machtlosen und die Umwelt. Bereits heute verbraucht das Internet unfassbar viel Energie. Wenn das Internet als eigenes Land geranked würde, wäre es auf Nummer drei im weltweiten Stromverbrauch, weil ganze Serverlandschaften ununterbrochen durchlaufen, um das World Wide Web am Laufen zu halten – davor kommen nur China und die USA. Alleine die monatliche Onlinesuche einer Durchschnittseuropäer*in erzeugt einen Stromverbrauch, mit dem eine 15-Watt-Lampe zwölf Stunden brennen könnte. Auch die Produktion von internetfähigen Endgeräten in Form von Laptops, Smartphones und vielen anderen technischen Spielereien ist nicht nur energieintensiv und damit umweltzerstörerisch, sondern zusätzlich noch aufgrund der enthaltenen Rohstoffe wie beispielsweise Coltan aus den Minen des Kongo mit Blut beschmiert.⁶⁵ Nicht viel anders ist es bei den »grünen« erneuerbaren Energien: Die Energie kommt dann zwar von der Sonne, durch den Wind oder wie auch immer praktisch umsonst, aber die Ressourcen für Fotovoltaikanlagen und Windturbinen verbrauchen unzählige Rohstoffe. Einfach nur auf die Digitalisierung zu setzen und am Ende zu hoffen, dass die Roboter alles an Arbeit übernehmen, wäre also zu kurz gegriffen und gefährlich. Und gleichzeitig geht es nicht darum, dass wir Technik und ihre Nutzung verteufeln. Allerdings sollte die (wenige) genutzte Technik viel stärker konvivial und postfossil zu betreiben sein. Das heißt: reparaturfähig, haltbar und recycelbar – sie sollte statt hightech lieber lowtech sein.

Im Manifest gegen die Arbeit ist es passend formuliert: »Ein erheblicher Teil der kapitalistischen Technik ist ebenso sinnlos und überflüssig wie der dazugehörige Aufwand menschlicher Energie.«⁶⁶ Überlegen wir selber, was sich für uns wirklich nötig anfühlt und was – vor allem bei ökologischer Betrachtung – schlichtweg nicht aufrechtzuerhalten ist. Auf jeden Fall sollten wir nicht auf die Digitalisierung als Heilsbringerin beim Thema Arbeit vertrauen.

WAS MACHT ARBEIT MIT DER WELT?

Genauso bedenklich wie die Konsequenzen, die Arbeit auf unser eigenes Leben hat, sind die Folgen, die die Umwelt zu tragen hat. Unser Planet kann den momentanen Arbeits- und Produktivitätswahn des immer weiter, schneller, höher und besser nicht länger tragen, den wir durch die Arbeitsgesellschaft stetig ankurbeln. Klimawandel und Ressourcenknappheit sind nicht zuletzt deshalb so dringlich, weil wir lieber tonnenweise überflüssige Gegenstände produzieren, statt auch nur einen Arbeitsplatz zu »verlieren«. Ein Blick auf den Zusammenhang zwischen Arbeit, Überproduktion und Umweltzerstörung macht deutlich, wie sehr wir unsere Welt kaputtarbeiten.

Auf einem toten Planeten gibt es keine Arbeitsplätze

(UMWELT)

Ende 2017 verhandelten Tausende Menschen zum Abschluss der COP23 darüber, wie wir den Klimawandel aufhalten oder zumindest verlangsamen könnten. Mitte 2018 können wir in den Zeitungen lesen, dass mal wieder die Ziele nicht erreicht wurden. Im Grunde wurde sogar alles schlimmer. Zynischerweise wurde diese Klimakonferenz in Deutschland statt auf den Fidschi-Inseln ausgetragen, die aktuell durch die Folgen des Klimawandels kaum noch die Möglichkeit haben, eine solche Großveranstaltung auszutragen. Zynischerweise flogen für die COP23 Zigtausende Menschen um die Welt, um das Klima zu retten, und heizten damit dem Klima noch mal ordentlich ein. Zynischerweise fand die Konferenz in Bonn statt und damit in unmittelbarer Nähe zum rheinischen Braunkohlerevier des Energieriesen RWE, welches alleine für rund 0,5 Prozent der weltweiten CO₂-Emissionen verantwortlich ist. Die Welt schaute auf Deutschland und die »Klimakanzlerin« Angela Merkel.

Am gleichen Tag blockierten 13 Aktivist*innen vier Kohlekraftwerke und zeigten dabei ganz unmittelbar, wie wir dem Klimawandel entgegenwirken können. Sie sparten mit ihrer Aktion Tausende Tonnen CO₂ ein und belegten damit, dass wir den Kohlestrom nicht brauchen. Brauchen wir also wirklich die Arbeitsplätze, die diesen Kohlestrom erzeugt und bezieht?

Es ist immer Arbeit, die Kraftwerke am Laufen hält. Das Dogma, dass wir Arbeitsplätze brauchen – und davon immer mehr –, zerstört die Natur. Ein Teufelskreis zwischen Produktion und Umweltzerstörung, der sich teils nicht mal zum Schein selbst trägt: 2010 ermittelte etwa das Forum Ökologisch-Soziale Marktwirtschaft staatliche Förderungen der Braunkohle von insgesamt 56,9 Milliarden Euro für den Zeitraum von 1950 bis 2008. Ein ganz schön teuer subventionierter Arbeitsplatz!⁶⁷

Dass auf einem begrenzten Planeten kein unbegrenztes Wachstum möglich ist, ist logisch. Und damit ist auch logisch, dass wir nicht ein-

fach weiterarbeiten können, ohne zu bedenken, welche ökologischen Folgen unsere Arbeit hat. In der Kommission für den Kohleausstieg, und dies kann stellvertretend für viele andere Wirtschaftsbereiche gelesen werden, werden klare Prioritäten gesetzt: erst die Arbeitsplätze sichern, dann die Umwelt bedenken. Gleich im ersten Satz des 6-Punkte-Plans heißt es: »Die Politik der Bundesregierung dient der Schaffung von Vollbeschäftigung.«⁶⁸ Selbst in der Arbeitslogik macht diese Priorisierung aber keinen Sinn, denn haben wir die Umwelt erst vollständig zerstört, gibt es auch bald nichts mehr zu arbeiten.

Ein kurzer Blick auf aktuelle Daten genügt: Wir übernutzen unsere Erde, und zwar massiv. Kennst Du den Earth Overshoot Day? Dieser bezeichnet den Tag, an dem die für ein gesamtes Jahr zur Verfügung stehenden Ressourcen aufgebraucht sind und ab dem wir anfangen, Quellen zu überlasten oder Vorräte aufzubrechen. Im Jahr 2017 lag dieser Earth Overshoot Day bereits am 2. August – das ganze restliche Jahr haben wir also auf Pump, auf Kosten kommender Generationen, gelebt. Für Deutschland allein lag der errechnete Erdüberlastungstag sogar noch deutlich früher: Würden wir nur unsere eigenen Ressourcen verwenden, und zwar nur so viele davon, wie die Erde in einem Jahr auch neu hervorbringt, dann wären wir 2018 bereits am 2. Mai ressourcenlos.⁶⁹

Auch wenn das Datum vielleicht wissenschaftlich nicht ganz exakt festzulegen ist, ist die Tendenz unbestreitbar: Wir verbrauchen aktuell weltweit etwa 1,7 Erden.⁷⁰ Wenn alle so konsumieren und produzieren würden wie wir in Deutschland, bräuchten wir aktuell sogar drei Erden. Allerdings haben wir keine weiteren im Keller, sondern eben nur diese eine.

Abholzung des Regenwaldes, (Über-)Fischung der Meere, Verdrückung der Flüsse, Verpestung der Luft und vieles mehr: Das alles geschieht im Namen der Arbeit. Würden wir es ernst meinen mit der Rettung der Umwelt und den erschreckenden Studien glauben, müssten wir direkt in den Generalstreik beinahe sämtlicher heute als produktiv bezeichneter Arbeit gehen. Stattdessen sehen wir tagtäglich Bilder etwa von Chinas Arbeiter*innen in den Medien, die mit Mundschutz zur Arbeit gehen, weil die Luft durch die verantwortungslose Produktion verpestet wird. Oder wir schauen uns mit trauriger Miene Eisbären

auf unserem Tablet an, die ihren Lebensraum verlieren, während bei YouTube in der Werbeanzeige schon das neueste Tablet angepriesen wird und wir geneigt sind, den Bestellbutton zu klicken. Der schier unbändige Kreis von Produktion und Konsumtion ist das Herz der Zerstörung unserer Lebensgrundlage.

Aber es muss weiter produziert werden, schließlich gibt es sonst Arbeitslose! Und damit weiter produziert werden kann, muss der Konsum immer wieder neu angeregt werden. Dazu trägt nicht nur Werbung bei, sondern auch eingeplantes Kaputtgehen: Denn wenn die Waschmaschine, das Handy und andere Güter nicht verschleißten, gibt es keine weitere Nachfrage. Deswegen unterliegen die meisten Konsumgüter der geplanten Obsoleszenz – also der künstlichen Veralterung, damit weiter Wachstum geschaffen und Arbeitsplätze aufrechterhalten werden können. Wir alle kennen dieses Phänomen: wenn fast perfekt kalkuliert nach Ablauf der Garantiezeit ein Gerät einen Fehler aufzeigt und wir es nicht ohne größeren Aufwand weiter nutzen können. Wenn wir selber nicht in der Lage sind, den Fehler zu beheben, müssen wir Techniker*innen des Herstellers um Hilfe bitten. Diese allerdings empfehlen uns meistens, dass wir besser ein neues Gerät kaufen sollten, weil das günstiger ist als die Reparatur.

Und so ein neues Gerät kommt die Umwelt teuer zu stehen. Ein Blick auf die sogenannte graue Energie, die den indirekten Energiekonsum eines Gegenstandes durch Produktion und den Weg zu den Konsument*innen beschreibt, zeigt das deutlich. Denn Handys, Computer, Lampen und Co. verbrauchen nicht nur direkt Energie, etwa durch Ladegänge, sondern durch Herstellung, Transport, Lagerung, Verkauf und Entsorgung indirekt um ein Vielfaches mehr. Laut Statistischem Bundesamt verursacht jeder in Deutschland ausgegebene Euro seitens der Verbraucher*innen im gesamtwirtschaftlichen Mittel ungefähr eine Kilowattstunde.

Das Produkt der Arbeit sowie die damit verbundenen ökosozialen Konsequenzen werden in unserer Gesellschaft wenig thematisiert. Immer geht es bei der Produktion von Gütern darum, sie zu verkaufen. Ob sie dann auch wirklich genutzt werden oder schon nach wenigen Stunden auf den riesigen Müllhalden dieser Welt landen, ist nebensächlich. Der Arbeitsplatzstatistik ist es egal, wie viel Energie und Rohstoffe

bei der Herstellung von Produkten verloren gehen, solange dabei Arbeit verbuchbar ist. Henry David Thoreau brachte dies bereits im 19. Jahrhundert auf den Punkt: »Wenn ein Mann die Hälfte eines Tages in den Wäldern aus Liebe zu ihnen umhergeht, so ist er in Gefahr, als Bummeler angesehen zu werden; aber wenn er seinen ganzen Tag als Spekulant ausnützt, jene Wälder absichert und die Erde vor der Zeit kahl macht, so wird er als fleißiger und unternehmender Bürger geschätzt. Als wenn eine Gemeinde kein anderes Interesse an ihren Wäldern hätte, als sie abzuhauen!«⁷¹

Mit dem ganzen Arbeitswahn wird eine ökologisch verwerfliche Infrastruktur aufrechterhalten: Der Ausbau von Flughäfen etwa wird vorangetrieben, damit Menschen immer mehr über Kontinente hinweg arbeiten können, zur Erholung schnell mal ans andere Ende der Welt düsen und dabei Urlaubserlebnisse wie Sticker im Sammelheft sammeln. Oder damit Produkte von A nach B nach C gelangen, um dann wieder nach A geschickt zu werden. Wenn es nach dem Umweltökonom Niko Paech geht, bräuchte es dagegen den Abbau der Flughäfen um 75 Prozent. Und damit eine drastische Reduktion des Flugverkehrs, denn alleine ein Flug von hier nach Australien und zurück verursacht rund 12 Tonnen CO₂. Geht mensch nach den uns zur Verfügung stehenden Ressourcen aus, stehen jeder Person jährlich allerdings höchstens 2,7 Tonnen zu.

Die Forderung nach Reduktion gilt natürlich genauso für andere energieintensive und umweltverschmutzende Industriebereiche. Mit 1,077 Millionen Menschen ist der Informations- und Kommunikationssektor (ITK) die größte dieser Branchen, gefolgt von Maschinenbau (1,014 Millionen), Elektronik (847.000) und Automobil (764.000).⁷² Ein notwendiger großflächiger Rückbau der Industrie würde viele Menschen befreien, wirklich sinnvolle und nicht ökologisch verwerfliche Strukturen aufzubauen.

Manchmal höre ich den Einwand, Arbeit müsse nicht umweltschädlich sein: »Ich arbeite bei einer Umweltorganisation, tue mit dem Geld Gutes und wähle grün.« Das glaube ich gerne. Allerdings gibt es dabei mindestens zwei Herausforderungen:

- a) der Rebound-Effekt: vielen bekannt als das Konzept, dass angeblich klimafreundliches Handeln am Ende durch andere Handlungen (über-) kompensiert wird.

Zum Beispiel kaufe ich mir als Ökopionierin meine Biolimo im Bioladen in der Nähe und dazu noch ein Elektroauto, weil das ja angeblich so umweltschonend ist. Dann wird die Biolimo schnell statt mit dem Fahrrad mit dem E-Auto geholt. Um eine konkrete Zahl zu nennen: Eine Studie in Japan ergab eine Steigerung um den Faktor 1,6 bei den gefahrenen Kilometern von Autofahrer*innen, die auf ein E-Auto umstiegen.

Solche Beispiele gibt es unzählige. Auf einen weiteren, bisher wenig bis gar nicht beachteten Punkt möchte ich noch eingehen – den »Ich habe so viel gearbeitet und darf mich nun belohnen«-Rebound-Effekt. Damit ist gemeint, dass wir nach harter entfremdeter Arbeit, und sei sie auch in einer Umweltorganisation getan, erst mal Erholung brauchen und diese durch verschiedenste Konsumgüter zu erkaufen suchen.

- b) Menschen mit mehr Geld geben dies auch aus, leider für die falschen Dinge. Vor allem bei den sogenannten Big Points (Wohnen, Mobilität und Ernährung) steigt der Konsum und damit der CO₂-Verbrauch rapide an – es wird eine hohe finanzielle Nachfrage geschaffen. Das Umweltbundesamt brachte zum Zusammenhang zwischen Umweltverbrauch und Einkommen eine erstaunliche Studie heraus, die in der *Wirtschaftswoche* zu dem Titel führte: »Besserverdienende schaden der Umwelt mehr«. ⁷³

Die Antwort des Kapitalismus auf die Frage, wie wir die Umweltprobleme lösen können, kommt meist schnell und einfach daher: Konsumiere! Wenn Du bio und faire Produkte einkaufst, werden die Herausforderungen unserer Zeit von ganz alleine weggezaubert. Du bestimmst mit Deiner Nachfrage das Angebot. Als Konsument*in kannst Du an der Ladentheke mit dem durch harte Arbeit verdienten Geld entscheiden, wie Du die Welt haben magst – grün oder grau. »Dein Kassenbon ist ein Stimmzettel – jedes verdammte Mal. Alles Liebe, Dein Kapitalismus« – diesen Spruch fand ich mal als Sticker an einer Laterne und finde ihn mehr als kritisch. Denn all unser Veränderungspotenzial, all

unsere Gestaltungsmöglichkeiten werden dabei auf eine Handlung reduziert: den Konsum.

»Mach den Kapitalismus grüner und sozialer, indem Du richtig konsumierst.« Warum das nicht so einfach funktioniert und vor allem definitiv nicht ausreicht, haben viele schlaue Köpfe detailliert erläutert, etwa Kathrin Hartmann in ihrem Buch »Die grüne Lüge«⁷⁴. Egal, wie sehr wir uns bemühen, den Kapitalismus mit Ökofarbe grün anzustreichen und überall das magische Wort »nachhaltig« draufzuschreiben; grüner wird er davon nicht. Und gleichzeitig darf natürlich nicht vergessen werden: *Wenn* Du konsumierst und irgendwie die Möglichkeit hast, ergibt es unbedingt Sinn, so nachhaltig wie möglich zu konsumieren.

Unterm Strich wird nur eines die Umweltzerstörung wirklich stoppen: Es braucht einen Wandel zum Weniger. Es braucht Exnovationen statt Innovationen. Im taz.Lab 2018 »Wie wir arbeiten wollen« ruft Niko Paech daher zur Produktivitätsverweigerung auf. Denn wenn das Bruttoinlandsprodukt (BIP) steigt, wird die Umweltzerstörung unweigerlich vorangetrieben. So einfach ist das. Das Märchen der absoluten Entkopplung der Produktion vom Ressourcenverbrauch wird nicht realer, wenn wir es oft genug erzählen. Die erzwungene Suffizienz (Genügsamkeit) im Jahr der Finanzkrise 2008/09 zeigte ganz deutlich, dass so ein Leben zu weniger Umweltschäden führt: Zwischen 2008 und 2009 ist ein signifikanter Rückgang der CO₂-Emissionen zu verzeichnen gewesen, den Paech den »Lehman-Brothers-Degrowth-Effekt« nennt. Das BIP ging damals vergleichsweise deutlich zurück. Das war eine gute Nachricht für die Umwelt, aber tragischerweise nicht für die Menschen im globalen Süden, die von diesem »degrowth by disaster« betroffen waren. Wir sollten uns die verträgliche Variante des Umweltschonens, »degrowth by design«, auf die Fahnen schreiben und dem Teufelskreis aus Produktion und Konsum den Kampf ansagen. Für ein Leben ohne Kauf- und Arbeitszwang, in der auch unsere Enkel noch die Natur genießen können.

Zwischen Überleben und Überproduktion

(ÜBERPRODUKTION)

Wir leben in einer Wegwerfgesellschaft, die meint, sich ökonomisch diesen verschwenderischen Überfluss leisten zu dürfen, zu können und im Grunde sogar zu müssen. Wir leben in unglaublicher Fülle, und Mangel ist nur ein kapitalistisches Konstrukt. Und nicht nur der persönliche Kaufimpuls, der uns dazu zwingt, in einer Arbeit Geld für all den Konsum zu verdienen, wird durch das System erst produziert. Auch das Totschlagargument gegen jegliche Art von Produktionskürzungen kommt aus dem System Arbeit: Immer gilt es, Arbeitsplätze zu sichern – ob die dabei produzierten Gegenstände nun gebraucht werden oder nicht. Um nur ein Beispiel zu nennen: Allein in Niedersachsen hängen dem Wirtschaftsministerium zufolge 30 Prozent aller Industriearbeitsplätze direkt von der Autoproduktion ab – insgesamt rund 250.000, das ist jede*r 16. Arbeitnehmer*in. Für andere Bereiche finden wir ähnliche Zahlen, die die unglaubliche Abhängigkeit aufzeigen.

Kleidung oder:

Ein voller Kleiderschrank, aber nichts zum Anziehen?

Wirf einen Blick in Deinen Kleiderschrank. Vermutlich siehst Du dort einen erdrückenden Überfluss an Kleidung. Jeden Tag musst Du zwischen unzähligen Stücken auswählen und weißt manchmal gar nicht, was Du anziehen sollst.

- Zahlen** ▶ 40 bis 70 Kleidungsstücke konsumiert jede*r in Deutschland im
Daten Durchschnitt pro Jahr – das sind 12 bis 14 Kilogramm Stoff.
Fakten ▶ Jedes Jahr kommen so in Deutschland rund 750.000 Tonnen neue
Gebrauchtextilien zusammen – das entspricht einer Lkw-Schlange
von Kiel bis München, gefüllt mit Kleiderbeuteln.
▶ Für die Produktion eines einzigen T-Shirt werden bis zu 2.000 Liter
Wasser benötigt.

Ernährung oder: Lebensmittel gehören in den Magen, nicht in die Tonne

Kein Mensch möchte Lebensmittel wegwerfen, und dennoch passiert es tagtäglich. Dabei ist unser Rechtssystem ganz schön absurd, weil es erlaubt, Essen zu vernichten, es allerdings unter Strafe stellt, sie zu retten.

- ▶ Weltweit werden jährlich 4 Milliarden Tonnen Lebensmittel produziert.
- ▶ Davon wird ein Drittel – 1,3 Milliarden Tonnen – weggeworfen.
- ▶ Pro Tag werden pro Supermarktfiliale in Deutschland durchschnittlich 45 Kilogramm genießbare Nahrungsmittel weggeworfen.
- ▶ Pro Person pro Jahr in Deutschland werfen wir 82 Kilogramm Lebensmittel weg.
- ▶ Das sind pro Person 235 Euro pro Jahr an unnötigen Kosten.

**Zahlen
Daten
Fakten**

Erstaunt? Das Ausmaß ist so groß, dass wir es kognitiv oft gar nicht greifen können. Und die politische Dimension ist noch viel unvorstellbarer. Dabei gibt eine einfache Rechnung Klarheit:

Nach einer offiziellen Zahl der Food Agriculture Organisation (FAO) könnten wir nach dem aktuellen Produktionsstand von Lebensmitteln rund zwölf Milliarden Menschen ernähren. Bei höchstens acht Milliarden Menschen, die wir aktuell sind, könnten wir also noch locker vier Milliarden Menschen mit Lebensmitteln versorgen. Und trotzdem hungert knapp eine Milliarde Menschen auf diesem Planeten des unglaublichen Überflusses. Alle zehn Sekunden stirbt ein Kind an den Folgen des Hungers. Es ist ein unglaubliches System, welches es schafft, das ganze Essen an den Hungernden dieser Welt vorbeizuschleusen. Hier wird dramatisch deutlich, dass Mangel ein Konstrukt ist. Jean Ziegler konnte bereits als UN-Sonderbeauftragter für das Recht auf Nahrung auf einen spannenden Perspektivenwechsel hinweisen: Es geht nach ihm nicht darum, den Menschen in den Ländern des globalen Südens mehr zu geben, sondern ihnen weniger zu stehlen.

Mobilität oder: Du siehst die Straße vor lauter Autos nicht

Wir halten eine Verkehrsinfrastruktur aufrecht, die uns Freiheit verspricht. Wenn wir allerdings, im Feierabendverkehr nach Hause schleichend, im Stau stehen, spüren wir, dass das Ganze eigentlich keinen Sinn ergibt.

- Zahlen** ▶ Über 46 Millionen zugelassene Autos gibt es in Deutschland.
- Daten** ▶ Sie stehen im Schnitt 23 Stunden am Tag still.
- Fakten** ▶ Wenn sie sich die eine Stunde am Tag bewegen, sitzen durchschnittlich nur 1,3 Person(en) darin.

Eine unglaubliche Energieverschwendung. Vor allem wenn klar wird, wie viel graue Energie in einem Auto steckt: 30.000 Kilowattstunden sind das im Durchschnitt, bevor das Auto überhaupt einen Millimeter gefahren ist. Mit dieser Energiemenge kann ein Vierpersonenhaushalt zehn Jahre lang mit Energie versorgt werden.

Wohnen oder: Für alle wäre genug Raum vorhanden

Im öffentlichen Diskurs hören wir Aussagen wie: »Wir brauchen mehr Wohnraum!« Ständig werden neue Siedlungen oder Wolkenkratzer für Hunderte von Menschen als neuer »Lebensraum« geplant. Schließlich schafft das Arbeitsplätze. In der Zwischenzeit müssen die Mieten natürlich angehoben werden. Die Grundlage ist allerdings wieder ein Mythos, denn es gibt potenziell genug Wohnraum.

- Zahlen** ▶ Aktuell stehen zwei Millionen Wohnungen in Deutschland leer.
- Daten** ▶ Ungefähr 860.000 Menschen leben ohne Obdach.
- Fakten** ▶ In Deutschland wurden im Jahr 2017 rund 300.000 neue Wohnungen gebaut.

Kommt das überraschend? Wohnungen, Häuser und Gebäudekomplexe sind Eigentum, welches eher als Kapital angelegt statt sinnvoll genutzt wird. Illegal sollte nicht sein, diesen potenziellen Wohnraum zu nutzen, sondern Gebäude ungenutzt herunterkommen zu lassen, bis sie abgerissen werden müssen. Da hatte wohl der französische Anarchist Pierre-Joseph Proudhon recht, als er sagte: »Eigentum ist Diebstahl!«⁷⁵ Gerade in den Wintermonaten kann es auch in Deutschland passieren, dass Menschen vor einem leer stehenden Haus erfrieren, weil sie keinen Zugang zu diesem bekommen. Wie weit werden wir noch gehen, frage ich mich.

Nach diesem kurzen und exemplarischen Rundblick in unsere Konsum- und Produktionswelt müssen wir Gandhi wohl recht geben, wenn er sagt: »Es gibt genug für jedermanns Bedürfnisse, aber nicht für jedermanns Gier.« Es ist eine Verschwendung von – wirtschaftlich gesprochen – allen möglichen Ressourcen: Menschen, Natur, Zeit ... Die Sinnlosigkeit der Überproduktion und des Arbeitskonstrukts haben viele tagtäglich vor Augen. Nehmen wir die Bäckerin: Sie backt morgens ihr Brot und steckt dabei Zeit, Energie und Liebe hinein. Dieser ganze Prozess geschieht im Wissen, dass am Ende des Tages einiges für die Tonne war. Sie wird einen Teil ihrer Produktion wegschmeißen müssen, um bis zum Ladenschluss alles verfügbar zu haben und die Preise stabil zu halten. In welcher absurden Welt leben wir eigentlich? Ökonomisch können wir uns das leisten. Menschlich aber nicht. Denn während das restliche Brot im Laden weggeworfen wird, sitzen Menschen auf der anderen Straßenseite und werden nicht satt. Ethisch betrachtet, ist das nicht hinnehmbar. Und nein, nicht Ökonomie sollte Ethik stechen, sondern Ethik sollte die Maxime für unser wirtschaftliches Handeln darstellen.

Kleines Intermezzo

Bullshit-Jobs

Was ist sinnvolle Arbeit, und was ergibt einfach keinen Sinn? David Graeber, der den Begriff »Bullshit-Jobs« prägte, hält sich diplomatisch zurück und spricht davon, dass alle Arbeit sinnvoll ist, wenn das individuell so empfunden wird. Ich will da ein wenig normativer herangehen und zur hitzigen Diskussion einladen, indem ich Dir eine kleine unvollständige Liste an Jobs präsentiere, bei denen ich mir die Frage stellen würde, ob die Gesellschaft sie ohne Zweifel braucht. Laut Graeber sind es ein Drittel der Deutschen, die einen solchen Bullshit-Job ausüben. Das ist schon eine erstaunliche Menge, aber ich finde, dass es eigentlich noch deutlich mehr sind.

Bullshit-Jobs sind zum einen Jobs, die es nur deswegen braucht, weil andere Menschen ebenfalls diese Jobs haben. Wenn ein Land zum Beispiel Militär hat, braucht das andere in der allgemeinen Verteidigungslogik auch eines. Zum anderen sind das Jobs, die erfunden wurden, um das absurde Arbeitssystem weiter aufrechtzuerhalten, etwa die Jobs in den Arbeitsagenturen.

Am einfachsten können wir alle selbst den Test machen. Nimm Dir einen Beruf und frage Dich: Was würde sich in Deinem Leben verändern, wenn es diesen Beruf nicht gäbe? Zwei Beispiele möchte ich nennen: Was würde sich in Deinem Leben verändern, wenn es keine Werbefachleute mehr gäbe? Vermutlich so einiges, aber wäre das schlecht? Was würde passieren, wenn Du tagtäglich nicht mehr 3.000 Werbebotschaften ausgesetzt wärst, die Dir sagen, dass Du erst schön bist, wenn Du jenes Kleidungsstück trägst, und erst wirklich frei, wenn Du dieses Auto fährst? 31,9 Milliarden Euro wurden im Jahr 2017 alleine in Deutschland für Werbung eingesetzt. Eine stolze Summe an Investitionen von Unternehmen, die sich diese Maßnahme sicherlich sparen würden, wenn sie nichts brächte. Werbung suggeriert Bedürfnisse und erzeugt damit Nachfrage. Vor 50 Jahren hatte noch kein Mensch

das Bedürfnis nach einem Geländewagen (SUV). Heute ist jede vierte Neuzulassung ein SUV.

Nun zum anderen Beispiel: Was würde sich in Deinem Leben verändern, wenn es keine Reinigungskräfte mehr gäbe? Entweder würden wir wieder vielmehr selbst aufzuräumen lernen oder eben alles vermüllen. Welche Tätigkeit ist wohl wichtiger und sinnvoller für mein Leben und das Gemeinwohl?

Zum Nachdenken

Was würde sich in unserer Gesellschaft ändern, wenn es folgende Berufsgruppen nicht mehr gäbe?

Werbetexter*in ◦ Finanzbeamter*in ◦ Vertreter*in
Verkäufer*in ◦ Kostenrechner*in ◦ Marketingspezialist*in
Buchhalter*in ◦ Immobilienmakler*in ◦ Investmentbanker*in
Leitende Angestellte ◦ CEO bei Großkonzernen
Mittleres Management ◦ Armutsverwalter*in ◦ Steuerprüfer*in
Soldat*in ◦ Waffenproduzent*in ◦ Mitarbeiter*innen
bei Großkonzernen ◦ Bürokrat*innen

Und jetzt überlege, welche Aufgabenfelder es hingegen unbedingt braucht. Vielleicht diese hier?

- Berufe, die der Care-Arbeit zugeordnet werden
- Berufe aus dem Sektor Ernährung
- Berufe der Künste und Kultur
- Berufe in der öffentlichen Infrastruktur

Nun mach den Test radikal mit Dir selber.

Nimm Dir Deine To-do-Liste aus der Arbeit, und schau drauf:
Was passiert, wenn Du diese oder jene Aufgabe nicht erledigst?
Was von diesen Punkten ist wirklich sinnvoll?
Was davon würdest Du von Dir selbst aus machen wollen?

Bei alledem erscheint es mir manchmal so, als ob es Menschen gäbe, die sinnlose Arbeitsplätze erfinden, nur damit wir weiterarbeiten. Irgendwie erzeugt das Arbeitssystem Menschen, die sich im Büro mit den

sozialen Medien und Skat die Zeit totschiagen, um dann in regelmäÙigen Abständen den beinahe leeren E-Mail-Eingang von dem einen oder anderen Spam zu befreien. Solche Beispiele gibt es viele. Laut dem Forscher André Spicer verbringt die durchschnittliche Arbeitnehmer*in gerade mal 45 Prozent ihrer Arbeitszeit mit ihrer Kernaufgabe. Die überwiegende Zeit macht sie etwas anderes und verschwendet die Zeit dabei oft mit unnützen Dingen. Kein Wunder also, dass der Deutsche Gewerkschaftsbund regelmäÙig ermittelt, dass mehr als ein Drittel der Arbeitnehmer*innen (35 Prozent) den Eindruck hat, mit ihrer Arbeit keinen oder nur einen unwichtigen Beitrag zum Gemeinwohl beizutragen. Gerade mal 14 Prozent geben aber an, dass keine bis kaum Identifikation mit ihrer Arbeit besteht.

Thoreau brachte die Sinnlosigkeit auf den Punkt: »Die meisten Menschen würden sich beleidigt fühlen, wenn ihnen eine Beschäftigung vorgeschlagen würde, Steine über eine Mauer zu werfen und sie dann wieder zurückzuwerfen, bloß um ihren Lohn damit zu verdienen. Aber viele werden in keiner würdigeren Weise beschäftigt.«⁷⁶

Wir feiern das »Recht auf Arbeit«, laufen ihm nach und fordern es ein. Wir haben sogar ein Menschenrecht daraus gemacht, in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte unter Artikel 23: »Jeder hat das Recht auf Arbeit, auf freie Berufswahl, auf gerechte und befriedigende Arbeitsbedingungen sowie auf Schutz vor Arbeitslosigkeit.« Das mit dem Recht auf freie Berufswahl ist allerdings so eine Sache. Zwar wird durch Artikel 12 im Grundgesetz für alle Deutschen garantiert:

(1) Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen. [...]

(2) Niemand darf zu einer bestimmten Arbeit gezwungen werden, auÙer im Rahmen einer herkömmlichen allgemeinen, für alle gleichen öffentlichen Dienstleistungspflicht.

(3) Zwangsarbeit ist nur bei einer gerichtlich angeordneten Freiheitsentziehung zulässig.

Früher hatten wir die Pflicht zur Arbeit. Diese Pflicht verwandelte sich nach und nach in ein »Recht«, auf das wir ironischerweise sogar stolz sind und es einfordern, anstatt das Märchen der Vollbeschäftigung zu beenden.⁷⁷ Ob die Arbeit den Arbeitnehmer*innen aber sinnvoll erscheint oder nicht, ob sie frei gewählt wurde oder einfach aus finanziellen Zwängen, das alles interessiert nicht, solange sich am Ende Ware in Geld und mehr Geld in neue Arbeit verwandeln lässt. Klarer: Was gearbeitet wird, darüber wird undemokratisch danach entschieden, was sich rechnet.

»Wenn man zynisch sein möchte, könnte man sagen, dass die meisten Proteste von Arbeitslosen heutzutage ironischerweise von der Forderung getragen werden: »Bitte gebt uns einen Job, bei dem wir wenigstens auf normale Art ausgebeutet werden««, so bringt es Slavoj Žižek auf den Punkt.⁷⁸ Denn während es inzwischen nur noch halb so viele Arbeitslose gibt wie 2005, hat sich die Anzahl der Tafeln zur Linderung der Not in dieser Zeit verdoppelt – Arbeit zu haben bedeutet also keineswegs, dass es den Arbeitnehmer*innen gut geht.

PRAKTISCHE WERKZEUGE FÜR EINE POST-WORK-GESELLSCHAFT

Nach diesem Blick auf die Unsinnigkeit des Arbeitssystems will ich mit Dir nun ganz praktisch einige Lösungsansätze erkunden. Denn: Theorie ohne Praxis ist nie sinnvoll, weil wir erst durch die Praxis Herausforderungen erkennen, die wir als wichtigen Impuls für die weitere Theoriebildung und besonders die Gestaltung von Gesellschaft brauchen.

Friederike Habermann weist explizit darauf hin, dass es nun an der Zeit sei, einfach mal anzufangen: »Wie eine [von der Tauschlogik und damit dem Arbeitsfetisch abgewendete] Gesellschaft im Detail aussehen kann, können wir in unserem heutigen Sein gar nicht wissen. Tausch, Wettbewerb und Sich-durchsetzen-Müssen haben uns geformt. Wir brauchen neue Erfahrungen, in denen wir uns verändern und so neue Erkenntnisse erlangen können. Insofern ist nicht nur realistisch, was im Augenblick durchführbar erscheint: Die Welt formt uns, und wir formen die Welt.«⁷⁹

12 Schritte in ein arbeitsfreieres Leben

Heute versuchen wir, alle Probleme, die durch Arbeit entstanden sind, durch anderes Arbeiten zu lösen. Bei solchen Versuchen erinnere ich mich immer wieder gerne an Albert Einstein, der darauf hinwies, dass wir Probleme nicht mit derselben Denkweise lösen können, aus der sie entstanden sind. Auf die Frage »Was kann ich schon tun, ich bin doch eh nur eine Person und alleine?« hat der Kapitalismus eine scheinbar simple Antwort: »Konsumiere! Wenn Du bio und faire Produkte einkaufst, werden die Herausforderungen unserer Zeit von ganz alleine weggezaubert.« Das kann nicht funktionieren. Ich möchte Dich stattdessen einladen, Dich als proaktive Wandelgestalter*in zu begreifen.

Leider gibt es den einen Leitfaden zur proaktiven Wandelgestalter*in nicht. Auch wenn der immer wieder gefordert wird und verständlicherweise gewünscht ist. Im Grunde ist das Ganze ein Prozess der Selbstermächtigung, der von jeder Person selbst durchlebt werden muss. Natürlich nicht alleine. Machen wir gemeinsam den Mund auf, sprechen wir über Geld, stellen wir Fragen, reduzieren wir einerseits quantitativ die Arbeit und verwandeln den Rest andererseits so, dass er »spielerisch« wird.⁸⁰ Diesen Weg können wir nur in Kooperation gehen, nicht in Konkurrenz.

Diese 12 Schritte bieten Dir dabei erste Ideen:

1. Informieren – der Blick über Deinen Tellerrand hinaus

Mit dem Lesen dieses Buches hast Du bereits einen ersten Schritt getan. Schau für weitere Informationen hinten in dieses Buch, durchforste Blogs, geh auf Infoveranstaltungen. Sei neugierig, offen, und nimm Dir die Zeit, neue Themen zu erforschen. Was interessiert Dich besonders beim Thema Arbeit, was nimmst Du in Deinem eigenen Arbeitsleben wahr?

Reflektieren – Zeit für Deinen inneren Spiegel 2.

Was hat die neue Information mit Dir gemacht? Wie hast Du bisher gelebt, und möchtest Du so weitermachen? Was kannst Du in Deinem Alltag verändern? Wann stehst Du wirklich am liebsten auf? Welche Lebensmittel tun Dir gut? Was willst Du öfter machen?

Wer bist Du? Was machst Du? Für wen machst Du es? Was braucht und wünscht sich diese Person? Wie verändert sie das, was Du tust? Was sind Deine Bedürfnisse? Was kannst Du? Was macht Dir Freude? Was würdest Du tun, wenn Geld keine Rolle spielen würde?

Minimieren – loslassen und Platz schaffen 3.

Nachdem Du reflektiert hast, kannst Du Dich entscheiden, von welchen alten Glaubenssätzen Du Dich verabschieden willst. Was ist mit Neid, Konkurrenzdenken, Selbsthass?

Mit der inneren Entrümpelung geht es im Äußeren weiter. Sieh Dich um. Was in Deiner Wohnung brauchst Du wirklich? Was kannst Du verschenken oder teilen? Finde den nächstgelegenen Umsonstladen, um alles, was Du nicht mehr brauchst, zu verschenken. Wenn Dein Wohnort einen Leihladen oder eine offene Werkstatt hat, kannst Du Dir das nötige Werkzeug dort ausleihen. Geh bewusst und achtsam beide Wege des inneren und äußeren Wandels, denn das eine kann ohne das andere nicht.

Kommunizieren – eine Brücke von innen nach außen 4.

Zeig Deine Gefühle. Bilde Lesekreise, Diskussionsgruppen, in denen Du mit Vertrauten Deine Gedanken diskutierst und reflektierst, was das emotional mit Dir macht. Frag Deine Kolleg*innen und Freund*innen, wie es ihnen geht. Bring Deinen Nachbar*innen ein Stück Kuchen. Teile Deine Erfahrung des Minimierens. Trau Dich, Fragen zu stellen. Wann hast Du das letzte Mal wirklich empathisch zugehört?

Kreieren – Deine Umgebung und Deinen Alltag gestalten 5.

Besuche ein Repaircafé, um das zu erhalten, was Dir wichtig ist. Veranstalte ein Skillsharing, um Deine Fähigkeiten zu teilen und von anderen zu lernen. Mach eine Kleiderschenkparty, bau eine Give Box oder einen offenen Bücherschrank für Dein Haus, Deine Straße oder Deine

Arbeitsstelle. Bilde eine Nutzungsgemeinschaft für Werkzeug, Fahrradanhänger und anderes. Trete für neue Commons ein: für freien Nahverkehr oder die Wissensallmende. Engagier Dich in einer Offenen Werkstatt, initiiere eine Solidarische Landwirtschaft oder was immer sonst Dich reizt. Lass keinen Wohnraum leer oder unternutzt, nur weil er Dein Eigentum ist. Wohne mit Menschen, die Du magst. Verteile Seedbombs. Übernimm Care-Tätigkeiten.

6. Pausieren – Zeit für Faulheit und Müßiggang

Tu einfach mal nichts. Entspanne und verarbeite all die neuen Eindrücke. Ruhe ist gesund und lässt Deinem Gehirn die Zeit, kreativ und fantasievoll zu werden. Wann warst Du das letzte Mal im Wald? Wann hast Du Dir das letzte Mal Zeit genommen und warst mit Dir alleine, um Stille zu erfahren? Dich eine Minute am Tag alleine hinzusetzen und einfach nur bewusst zu atmen kann viel mit Dir machen. Diese Unterbrechungen haben eine immense Kraft.

7. Integrieren – Neue Selbstverständlichkeiten leben

Trau Dich, Dich für längere Zeit auf etwas einzulassen. Besuche regelmäßig Veranstaltungen, Vorträge oder Gruppen, in denen Du aufblühen kannst. Integriere Deine Ideen in Deinen Alltag, und etabliere neue Gewohnheiten, die Dir guttun. Das ist nicht immer ganz leicht und fühlt sich komisch an, weil nach der Komfortzone die Lernzone kommt, in der wir Neues erfahren. Bleib zwei Monate dran, und es wird sich ganz »normal« anfühlen. Stehe zu dem, was Du machst und was Du für richtig hältst. Habe keine Angst, Dein Leben zu verändern. Du kannst immer Menschen finden, die Dich auf Deinem Weg begleiten. Und denk immer daran: Du lebst Dein Leben und nicht das Leben Deiner Eltern oder von irgendwelchen anderen Personen.

8. Boykottieren – die Kraft, Nein zu sagen

Was willst Du nicht mehr unterstützen? Hör auf, Dinge zu tun, die Du nicht vertreten kannst. Arbeite weniger. Konsumiere weniger. Leiste weniger. Sei höflich zu Dir selbst – und damit zur Welt.

Solidarisieren – ein Netz weben 9.

Welche Gruppen oder politischen Themen haben Dich schon länger interessiert? Tierbefreiung, Permakultur, Antirassismus oder Klimagerechtigkeit? Unterstütze etwas, das Dich bewegt, überlege dafür, ob Du lieber Zeit oder Geld schenken willst. Werde Teil eines Netzwerks oder einer Bewegung. Bildet Banden und kreierte Kollektive.

Dekonstruieren – Wegweiser in eine schönere Welt aufstellen 10.

Hilf Deinen Freund*innen oder Verwandten dabei, ihre Ängste und Zweifel zu dekonstruieren. Zeig ihnen, wie gut Dir Dein Leben gelingt oder was Dir schwerfällt, teile Deine Vision mit ihnen, nimm sie mit in Deine Gruppen. Das authentische Vorleben neuer Selbstverständlichkeiten ist kraftvoller als jede Theorie.

Was oder wer hat Dich bis jetzt inspiriert? Was hat Dir geholfen, aktiv zu werden?

Zelebrieren – Zeit für Freude und Dankbarkeit 11.

Wofür bist Du dankbar? Worüber freust Du Dich? Feiere Deinen Weg und die positiven Schritte in der Welt. Vergegenwärtige Dir, was schon alles geschafft wurde. Mache kurze Dankbarkeitsrunden in Deinen Gruppen, oder schreib das, was Dich an dem Tag bewegte, für Dich alleine in ein »Dankbarkeits- und Aha-Momentheftchen«. Das hast Du noch nicht? Dann leg es Dir gerne an.

Etablieren – langfristige Strukturen schaffen 12.

Um langfristig aktiv sein zu können, braucht es Strukturen, die Dich und Gruppen unterstützen: solidarische Krankenkassen, gemeinsame Ökonomien, gesunde Beziehungen, Sharing-Communitys. Und es braucht Gemeingüter, Orte, an denen Menschen sich frei entfalten und außerhalb von Markt und Staat produzieren können. Kannst Du Dir vorstellen, in eine Kommune zu ziehen, eine Gemeinschaft zu gründen oder Dich auf eine andere Weise kollektiv zu organisieren?

Wow. Das war ein wilder Ritt durch die verschiedensten »-ieren«. Was ging mit Dir in Resonanz? Nimm es spielerisch, und fang da an oder mach da weiter, wo es sich für Dich stimmig anfühlt.

Für mich war es als allererster Schritt wichtig, das Wort »Arbeit« aus meinem Wortschatz zu streichen, weil damit negative Konnotationen verbunden sind. Stattdessen nutzte ich lieber positiv klingende Worte wie »wirken, wuppen, gestalten oder kreativ schaffen«, um zu zeigen, dass ich das, was ich tat, gerne machte. Doch genau wie das Wort »arbeiten« waren diese Begriffe höchst unscharf. Im Grunde war das nur alter Wein in neuen Schläuchen. Denn ganz radikal hat sich dabei nichts geändert. Heute denke ich vor allem, dass es sinnvoll wäre, einfach direkt die Tätigkeiten zu benennen, die gerade getan werden – so wie Menschen es immer und überall getan haben, bevor ihnen das Konzept Arbeit aufgedrückt wurde. Also: Ich schreibe E-Mails, oder ich gehe spazieren, oder ich räume auf. Ich gärtne, schwimme, plane, koche. Und gerade schreibe ich ein Buch, und Du liest dieses Kapitel. Die Sprache ermöglicht uns eine Vielfalt von Ausdrucksmöglichkeiten.

Diese Schritte sind mühsam. Mir geht es dabei manchmal zu langsam, und Zweifel kommen auf. Dann erinnere ich mich an eine Metapher von Subcomandante Marcos von den Zapatistas, die mir Hoffnung gibt, immer weiter diese Utopie anzustreben: »Rebellion ist wie dieser Schmetterling, der auf das Meer ohne Insel oder Felsen zuhält. Er weiß, dass er keinen Platz zum Landen hat. Doch zögert er nicht zu fliegen. Und nein, weder der Schmetterling noch die Rebellion sind dumm oder selbstmörderisch. Es ist nur so, dass sie wissen, dass sie doch etwas haben werden, wo sie landen können, weil es in dieser Richtung eine kleine Insel gibt, die noch kein Satellit entdeckt hat.«⁸¹

Im Alltag haben wir zwar Bauchschmerzen damit, wie die Welt gerade funktioniert, aber es scheint uns so, als wären nur wir es, die zu schwach, zu klein, zu zerbrechlich sind. Daher wird es immer wichtiger, dass wir offen miteinander reden. Denn: Du bist nicht alleine! Wenn Du Dich traust, in authentischer Begegnung zu zeigen, dass es Dir nicht gut geht, wirst Du sehen, dass es vielen Menschen ähnlich geht wie Dir! In unserem Netzwerk »living utopia« schaffen wir Räume anderer Selbstverständlichkeit. Dort passiert etwas Wunderbares, denn Menschen können in diesem Experimentierfeld fern von Leistungsdruck, Selbstoptimierungswahn und Konkurrenz Erfahrungen sammeln und sehen, dass sie mit ihren Wünschen und Ängsten nicht allein sind und

es viele Menschen gibt, die im System nicht funktionieren (wollen). Der Wachstums- und Verwertungslogik zu entsagen und utopietaugliche Alternativen zu organisieren und zu erleben ist dafür ein wichtiger Schritt. Ein solidarisches Umfeld ist ein guter Nährboden, um sich gegenseitig zu reflektieren und aktiv zu werden. Gemeinsam die Träume weiterzuspinnen und diese in die Realität umzusetzen. Denn: Realität ist nicht starr, sie ist veränderbar. Durch jede*n von uns.

Zum Nachdenken

Wenn Dir das Nachdenken und Kommunizieren über Geld, Eigentum und Arbeit noch ganz neu ist, nimm gerne diese Fragen zur Hand, um zu starten:

Wann hast Du das letzte Mal Geld verschenkt, anstatt es bei Dir zu behalten oder zu leihen? Wie hast Du Dich dabei gefühlt? Wieso machst Du das nicht öfter?

Wieso können wir nicht auch mit Geld so umgehen wie mit Kleidung, Wohnungen und vielen anderen Gebrauchsgütern, die wir gerne teilen?

Wann hast Du das letzte Mal »mein« gesagt? Was meinst Du damit genau? Welches Bedürfnis steckt dahinter?

Welcher »Arbeit« gehst Du nach, und machst Du das gerne? Wieso machst Du es dennoch? Was würde sich ändern, wenn Du montags nicht mehr arbeiten müsstest?

Aber am Ende macht doch nun mein eigenes Wirken keinen Unterschied, oder?

Doch! Dafür seien nur kurz zwei Prinzipien der Veränderung zur Motivation aufgeführt.

Das Glaubwürdigkeitsprinzip

Theorie ist fein, solange keine Praxis folgen muss – so kennen wir es. Die Lehrer*in erklärt uns das eine, nennt es gut, tut aber im gleichem Atemzug genau das Gegenteil. Es ist eine große Lücke zwischen A sagen und B tun. Wir lernen als Schüler*innen diese Haltung kennen und reproduzieren sie, weil sie normal zu sein scheint. Normal, dass die logischen Theorien und gefühlte Moral zu dieser einen Handlung einladen, aber wir diametral davon agieren dürfen oder müssen. Wir sollten weniger reden und stattdessen wirklich handeln und damit A sagen und B tun so nah wie möglich zusammenführen. Das mag nicht immer perfekt gelingen, und doch gibt es keine andere Chance, als sich immer mehr darin zu üben. Authentisch das zu tun, was sich gut anfühlt. Glaubhaft vorgelebte utopietaugliche Alternativen sind das beste Nachhaltigkeitskommunikationsinstrument. Vieles wird gesagt und kann infrage gestellt werden. Eine umgesetzte Handlung hingegen ist unwiderlegbar. Sie inspiriert andere Menschen und eröffnet Räume, authentischer zu werden.

Das Prinzip der sozialen Diffusion

Wie lange aber sollen wir denn alle versuchen, immer authentischer zu werden? Wann steigen andere Menschen darauf ein? Mit dieser Frage kommen wir zum zweiten Prinzip, dem der sozialen Diffusion. Es lässt sich bildhaft als Schneeballeffekt beschreiben. Wenn nur immer mehr Menschen radikaler umdenken und anders handeln, werden wir irgendwann die kritische Masse erreicht haben und damit mainstreamfähig werden. Je nach Studie braucht eine kritische Masse fünf bis zehn Prozent der Gesamtbevölkerung. Wir sehen das gut am Beispiel des Vegetarismus: Vor 30 Jahren war das noch eine ganz komische Angelegenheit. Menschen trugen Birkenstocksandalen und Jutetaschen, tranken ekelhafte Sojamilch und aßen Haferbreipampe. Wie Menschen so überleben können, war unvorstellbar. Heute ist es gar kein Problem mehr. Vegetarisch leben ist ein Trend, der durchaus gesellschaftliches Bewusstsein erzeugt und Relevanz erreicht hat. Ich freue mich auf die Zeit, in der wir auch den Arbeitsfetisch überwunden haben – bist Du dabei?